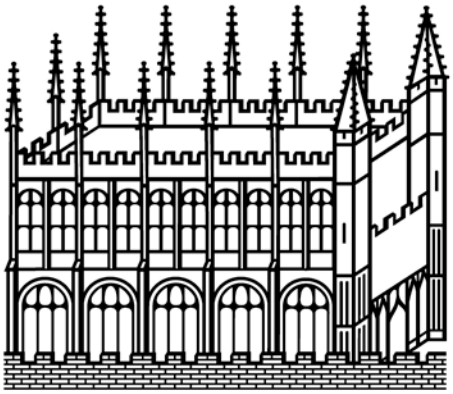


Bodleian Libraries

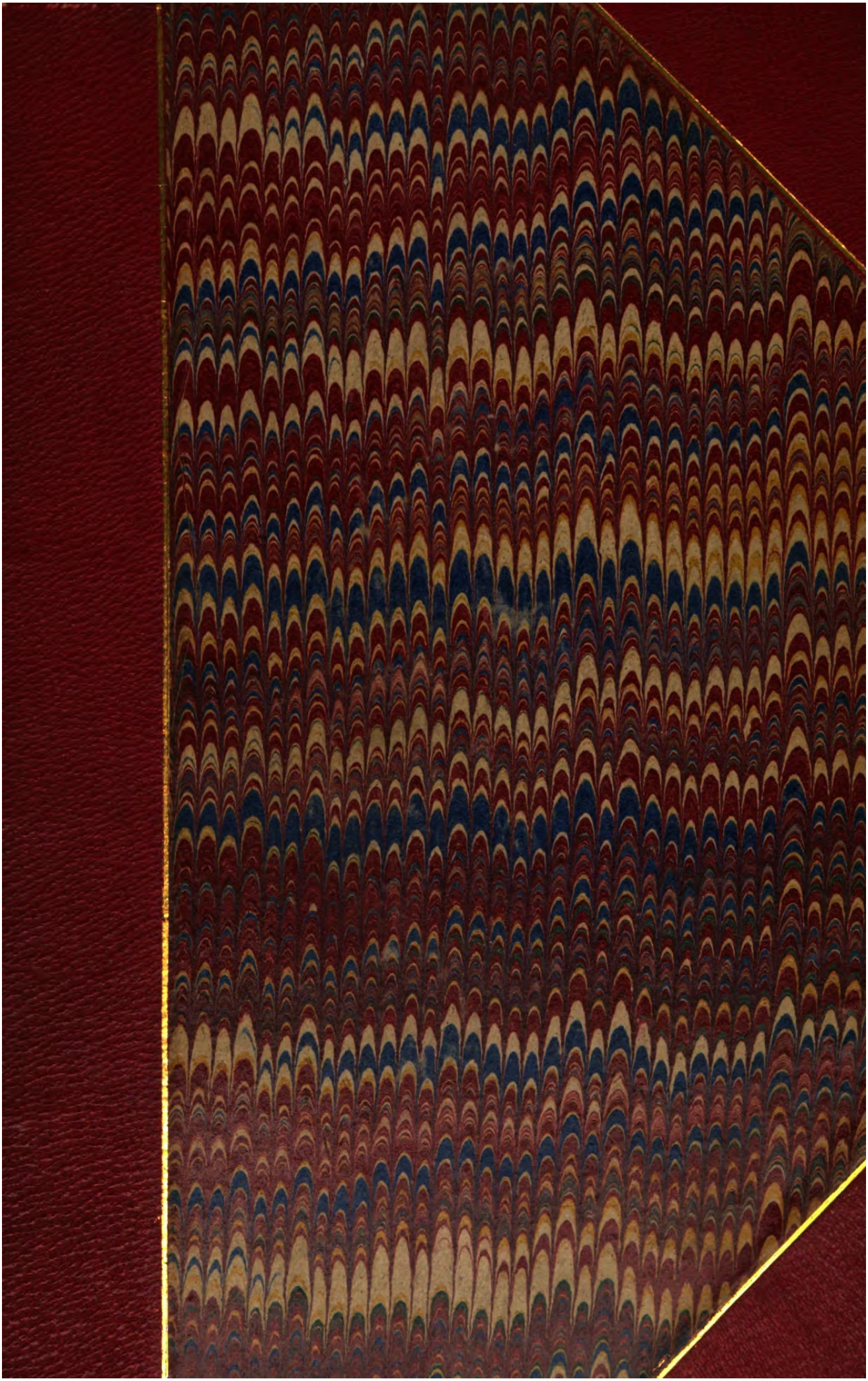
UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



1
50. b. 10.

Giacomo Leopardi.

G. LEOPARDI

Giacomo Leopardi.

Deutsch

von

Paul Heyse.

Erſter Theil.

Berlin 1878

Verlag von Wilhelm Hertz
(Beſſerſche Buchhandlung).

Giacomo Leopardi.

1

Erſter Theil.

Nerina. — Gedichte.

Berlin 1878

Verlag von Wilhelm Hertz
(Beſſerſche Buchhandlung).

30 c 10

LIBRARY OF THE TAYLOR
6 - MAY 1936

Meinem lieben Freunde

Jakob Bernays

zugeeignet.

Inhalt.

Seite

Nerina 1
Gedichte 63
Widmung 65
I. An Italien 67
II. Als man Dante in Florenz ein Denkmal ſetzen wollte 72
III. An Angelo Mai, als er Cicero's Bücher vom Staate wiederentdeckt hatte . . . 79
IV. Zur Hochzeit der Schweſter Paolina . 86
V. Auf einen Sieger im Ballonſpiel . . . 90
VI. Der jüngere Brutus 93
VII. An den Frühling, oder über die Mythen der Alten 98
VIII. Hymnus an die Patriarchen, oder von den Anfängen des Menſchengeſchlechts 102
IX. Sappho's letzter Geſang 107
X. Die erſte Liebe 110
XI. Die Blauamſel 114
XII. L'infinito 117
XIII. Am Abend eines Feſttages 118
XIV. An den Mond 120
XV. Der Traum 121
XVI. Einſames Leben 123

Seite

XVII. Conſalvo 129
XVIII. An die Geliebte 135
XIX. An den Grafen Carlo Pepoli 137
XX. Die Auferſtehung 143
XXI. An Silvia 149
XXII. Le ricordanze 152
XXIII. Nachtgeſang eines wandernden Hirten in Aſien 158
XXIV. Die Ruhe nach dem Gewitter 163
XXV. Der Sonnabend auf dem Dorfe . . . 165
XXVI. Der herrſchende Gedanke 167
XXVII. Liebe und Tod 173
XXVIII. An mich ſelbſt 178
XXIX. Aſpaſia 179
XXX. Auf ein antikes Grab-Basrelief, eine todte Jungfrau darſtellend, die im Begriff iſt von den Ihrigen Abſchied zu nehmen 183
XXXI. Auf das Marmorbild einer ſchönen Frau an ihrem Grabmal 187
XXXII. Palinodie. An den Marcheſe Gino Capponi 190
XXXIII. Monduntergang 200
XXXIV. Der Ginſter oder die Blume der Wüſte 203
XXXV. Scherz 214
Nachwort zu den Gedichten 215
Leopardi's Selbſtanzeige der erſten zehn Canzonen 232
Anmerkungen 237

Nerina.

(1874.)

Sempre i codardi e l'alme
Ingenerose, abbiette
Ebbi in dispregio.

Leopardi.

Lieb war mir immer dieſer kahle Hügel
Und dieſe Hecke, die dem Blick ſo Viel
Vom fernſten Horizont zu ſchau'n verwehrt.
Und wenn ich ſitz' und um mich blicke, träum' ich,
Endloſe Weiten, übermenſchlich Schweigen
Und allertiefſte Ruhe herrſche dort
Jenſeits der niedern Schranke, und das Herz
Erſchauert mir vor Grau'n. Und hör' ich dann
Den Wind erbrauſen im Gezweig, vergleich' ich
Die grenzenloſe Stille dort, und hier
Die laute Stimme; und des Ew'gen denk' ich,
Der todten Zeiten und der gegenwärt'gen
Lebend'gen Zeit und ihres Lärms. Und ſo
Im uferloſen All verſinkt mein Geiſt,
Und ſüß iſt mir's, in dieſem Meer zu ſcheitern.

Er hatte dieſe Verſe in ein kleines Taſchenbuch geſchrieben, das auf ſeinen Knieen lag, in Einem Zuge, ohne ein Wort auszuſtreichen, wie er es ſonſt faſt in jeder Zeile pflegte. Denn nie that er ſich genug, ſo verwöhnt war ſein Ohr, ſo empfindlich ſein innerer Sinn gegen jede Fälſchung ſeines Gedankens durch haſtig aufgegriffene Worte. Wie er aber jetzt das Geſchriebene ſich laut wieder vorlas, ſchien es ihm Alles zu ſagen, was er fühlte. Das Büchlein glitt

ihm aus der Hand. Er lehnte ſich an den Hügel zurück, legte die Arme unter den Kopf und richtete die Augen gegen den ſtahlblauen, wolkenloſen Himmel. Das Rauſchen in den Bäumen über ihm wurde ſtill, Nichts erklang mehr in der weiten Runde, als das ſcharfe, ſchrillende Lied der Grillen und dann und wann ein Raſcheln durch bröckelndes Geſtein und dürres Gras, wenn eine der zahlloſen Eidechſen, die hier in der Oede wohnen, ſich nah heranwagte, um den Fremdling mit ihren blanken Augen neugierig zu betrachten.

Er war der Neugier wohl werth, auch in den Augen weiſerer Geſchöpfe. War er jung oder alt? häßlich oder ſchön? ſchlaftrunken oder wach? War die Helle dieſer großen, ruhigen blauen Augen ein Wiederſchein des Aethers oder eines wolkenloſen Herzens?

Kein Lächeln glitt über das blaſſe Geſicht und den wie dürſtend halbgeöffneten Mund. Die Augen lagen tief unter den feinen Bogen. Darüber wölbte ſich eine mächtige Stirn, von keiner Falte gefurcht, der Spur mühſeligen Denkens; als ſei in dieſem edlen Hauſe des Geiſtes nie Streit geweſen über das, was Geringere nur mit Kampf und Sorgen ins Klare bringen. Nur die eingeſunkenen Wangen und ein leiſes Zucken der Augenlider verrieth die beſtändige Gegenwart großer Leiden.

E il naufragar m'è dolce in questo mare! ſagte er leiſe vor ſich hin, und jetzt ging ein ſchwermüthiges Lächeln über die bleichen Lippen, und ein Seufzer hob ſeine Bruſt. Er genoß die Wonne, die es immer gewährt, wenn man die Fülle der Empfindungen, die

ein augenblicklicher Zuſtand erregt, in ein ewiges Wort zu faſſen vermocht hat.

Glockenton klang aus der Ferne zu ihm herüber. Er ſchloß die Augen, wie um abzuwarten, ob dieſe Klänge, die ihm aus der Kindheit vertraut waren, ſein waches Bewußtſein einlullen würden. Die Sage fiel ihm ein von dem Schiffer, der nah am Strande verſunken iſt und nun unten bei der Meerfrau wohnt, und wenn Sonntags die Kirchenglocken läuten, fühlt er ein Heimweh nach ſeiner armen Oberwelt, deren Erinnerung ihm alle unſterblichen Freuden der Tiefe nicht auslöſchen können. Ein bitterer Zug ſtrafte dieſes Märchen Lügen. Ihn zog Nichts dahin zurück, wo die Glocken das Ave Maria einläuteten; kein Heimweh nach der Heimath; kein Verlangen, ſeine kühle Abgeſchiedenheit wieder mit den Wohnungen der Menſchen zu vertauſchen.

Das Geläute war verſtummt. Der Schatten, den die niedrige Hecke warf, reckte ſich länger und länger und wuchs ihm ſchon über die Kniee hinauf. Eine rauhere Luft fing an durch die Büſche und um die nackten Klippen dieſer Höhe zu wehen, und die Glieder des Ruhenden überlief ein leichtes Fröſteln. Langſam ſtand er auf, drückte den Hut in die Stirn und kletterte den ſteinigen Abhang hinunter, wobei er oft ſtehen blieb, als würde jeder Schritt ihm ſauer, oder als koſte es ihn immer neue Ueberwindung, den Heimweg einzuſchlagen.

Man konnte nun ſehen, wie ſtiefmütterlich die Natur dieſen ihren Sohn, der ſich ſo innig an ihre Bruſt drängte, mit leiblichen Gaben ausgeſtattet hatte.

Seine Geſtalt war klein und verbildet, der Rücken verkrümmt, der große Kopf erſchien zu ſchwer für den dürftigen Körper. Wie er matt und mühſam hinwankte, manchmal den Schweiß von der hohen Stirn wiſchend, zuweilen auf einem Steine raſtend, hätte man ihn für einen eben von ſchwerer Krankheit Geneſenen gehalten, der den erſten Ausgang gewagt und ſeine Kräfte noch überſchätzt habe.

Als er die Straße erreicht hatte, die auf der Höhe des Gebirges hinläuft, breit genug, daß Ochſengeſpanne die beladenen Wagen nach der Stadt ziehen können, ging er noch langſamer, obwohl ihm der ebene Weg minder beſchwerlich ſein mußte. Vor ſich, etwa noch eine halbe Stunde entfernt, ſah er die weißen Häuſer und grauen Dächer ſeiner Geburtsſtadt Recanati herüberwinken, ein Anblick, der ihm jedesmal das Herz zuſammenſchnürte. Denn obwohl dort ſeine Eltern und die Geſchwiſter wohnten, an denen er mit lebhafter Zärtlichkeit hing, ſah er dieſe Stadt dennoch als die Quelle all ſeiner Leiden an, ihre feuchte, ſcharfe Luft als die Urſache ſeiner Krankheit, ihre Bewohner als die Urbilder aller unmenſchlichen und empörenden Eigenſchaften, die ihn die Menſchenwelt haſſen und ſchon als Knaben die Geſellſchaft der Bücher ſuchen gelehrt hatten.

Er hemmte unwillkürlich den Schritt, als er das alte Bergneſt drüben in der Abendſonne liegen ſah. Wieder in den Kerker zurück! ſchien der düſtere Ausdruck ſeines Auges zu ſagen. Drüben, zu ſeiner Linken, leuchtete das ferne Meer mit einem dunkelblauen Streif herauf; die hohe Kette des Appennin ſtreckte

ſich vor ihm aus gegen Süden; hier in der herrlichen Höhe — wie war es nur möglich, daß ſo viel kleiner, engherziger Sinn, ſo dumpfe Beſchränktheit, ſo allem Ewigen abgekehrte Armſeligkeit wuchern und mit tauſend zähen Ranken eine freigeborene Bruſt umſtricken konnten, daß ihr die Luſt zum Athmen verging!

Schon mehr als Einmal hatte er ſich loszuwinden geſucht. Sobald er den ſcheuen, trotzigen Knabenjahren entwachſen war, in denen er lieber das Unerträgliche duldete, als daß er den Vater, der ſein Weſen verkannte, mit einer Bitte anging, hatte er ſich aufgemacht in die Welt, die er bisher nur im Duft der Abend- und Morgenröthe von dem einſamen Fenſter aus mit ſeiner Sehnſucht durchſchweift hatte. Nach Rom war er gegangen. So jung er war, klang doch ſein Name den beſten Männern ſeines Landes nicht mehr fremd. Man wußte, daß Wenige ſo tief wie er in den Schacht helleniſcher und römiſcher Bildung hinabgeſtiegen waren, daß in einem Alter, wo Andere auf der Schulbank widerwillig Silben ſtammeln und Sätze zuſammenſtoppeln, dieſer einſame Knabe Räthſel der Wiſſenſchaft gelöſ't hatte, die den Meiſtern zu rathen aufgegeben. Ohne Lehrer hatte er außer den alten Sprachen Franzöſiſch, Engliſch, Spaniſch gelernt und mit den Juden in Ancona hebräiſche Geſpräche geführt. Freilich war die Bibliothek ſeines Vaters, der ſich ſelbſt für einen Gelehrten hielt, die reichſte in der Provinz, und der alte Graf Leopardi öffnete ſie für Jedermann; aber Niemand betrat ſie je, außer dem Sohne, der ſich mit ihren Schätzen gegen den Andrang aller Jugendſehnſucht, aller verſagten Lebens-

freuden verſchanzte. Denn früh ſchon hatte eine geheime Stimme ihm zugeraunt: das Schickſal, das du fromm und vertraut anflehſt, giebt dir ſtatt des Brodes einen Stein, ſtatt des Glückes Weisheit, und auch dieſe iſt hart und bitter.

Er dachte, nur der Ort ſei Schuld daran. Er ſollte in Rom lernen, daß er ſein Schickſal überall mit ſich trug. Was war ihm der Ruhm, deſſen Glanz ihn zu tröſten verſprach? Eine Fackel, die nur ihn und ſeine Leiden Anderen ſichtbar machte, ſein Herz aber nicht wärmte, ſeinen Geiſt nicht erleuchtete. Er wandte ſich enttäuſcht hinweg und flüchtete unter das väterliche Dach zurück, wo er wenigſtens nichts Liebliches ſah, das ihm ſeinen elenden Körper zwiefach mitleidswürdig erſcheinen ließ, wo er in der Abgeſchiedenheit ſich für einen Geſtorbenen halten durfte, der mit den Schatten großer Todten auf der Aſphodeloswieſe Zwieſprach halten und das trügeriſche Glück Derer, die im Lichte wandeln, verwünſchen konnte.

Und doch war er noch allzu jung, um für immer in ſeiner lebendigen Gruft auszudauern. Auch ſcheuchten ihn die rauhen Winter aus dem Gebirge wieder in die mildere Luft von Florenz und Piſa hinab, wo ſeine beklommene Bruſt leichter athmete und ein feineres Geſchlecht auf Stunden und Tage ſeinen Geiſt für die Entſagung entſchädigte, in welcher ſein Herz und ſeine Sinne ſchmachten mußten. Eine feurigere Seele, ein heißeres Bedürfniß nach Schönheit, ein heftigeres Verlangen nach erwiderter Leidenſchaft war nie in eine athmende Bruſt geſenkt worden. Und nun begegnete dies ſuchende Auge überall, wo es auf

einer reizenden Geſtalt ruhte, einem unverhohlenen Befremden, in hundert Fällen dem offenbaren Hohn, denn geſunde Jugend pflegt grauſam zu ſein, im beſten Fall einem Mitleiden, das weher that, als der Hohn, da es aus einer liebenswürdigeren Seele ſtammte.

Er hätte auch das ertragen und zuletzt ſich gewöhnt, Athmen und Denken für eine Gunſt des Himmels zu halten, die noch immer der Mühe werth ſei. Aber auch dieſe karge Wohlthat ward ihm beſchränkt durch die Unfreiheit, ſich den Ort zu wählen, wo er am ſchmerzloſeſten hätte athmen und denken können.

Sein Vater, der Graf Monaldo Leopardi, war ein Landedelmann in herabgekommenen Verhältniſſen, die gerade nur ausreichten, den Schein eines ſtandesmäßigen Behagens zu retten, wenn die fünf zum Theil ſchon erwachſenen Kinder fortfuhren, die Füße unter den Tiſch des Hauſes zu ſtrecken, und ſich begnügten, nur in dem armſeligen Recanati die Vornehmen zu ſpielen.

Aber ſeine Söhne in die Welt zu ſchicken, auch wenn ſie, wie der älteſte Giacomo, durchaus nicht den Ehrgeiz hatten, an den Höfen zu glänzen, ſondern nur mit Gelehrten und Dichtern Verkehr zu pflegen, dazu war Graf Leopardi zu arm; und mußten nicht auch für die Mitgift der Tochter Paolina die Mittel zuſammengehalten werden?

Gleichwohl liebte er von ſeinen Kindern keines ſo ſehr, wie dieſen Giacomo, auf keines war er ſo ſtolz, wenn ihm auch das innere Leben von keinem der übrigen ſo fremd war, wie das Gemüth dieſes

unglücklichen Knaben. Er fehlte ihm, ſobald er den Fuß aus dem Vaterhauſe geſetzt hatte. Mit Ungeduld erwartete er ſeine Briefe und beklagte ſich lebhaft, wenn ſie nicht von Verſicherungen ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit überfloſſen, über die Kälte des Sohnes. Er hatte nur ſelten Grund dazu; denn auch der Sohn liebte dieſen Vater, dem er ſo wenig glich, der ihn in ewiger Unmündigkeit an ſeiner Seite halten wollte, damit er ihm Alles verdanken, ihn um Alles, was er brauchte und wünſchte, bitten ſollte. Nie bat ihn der Sohn um etwas Anderes, als um Bücher. Und nur die bitterſte Noth konnte ihn einmal dahin bringen, von Florenz aus an den Vater zu ſchreiben:

„Ich weiß nicht, ob die Verhältniſſe der Familie Ihnen geſtatten werden, mir eine kleine monatliche Rente von zwölf Scudi zu gewähren. Mit zwölf Scudi kann man nicht einmal in Florenz, wo man billiger lebt als irgendwo, wie ein Menſch leben. Aber ich verlange auch gar nicht, wie ein Menſch zu leben. Lieber wäre mir freilich der Tod; aber den Tod muß man von Gott erwarten.“

Der Vater gewährte die Bitte. Was noch dazu fehlte, um, wenn auch nicht „wie ein Menſch“, doch ohne zu erröthen das theure Leben hinzuſchleppen, mußte der karge Ertrag von Arbeiten bringen, deren Werth nur die vornehmſten Geiſter der Nation zu würdigen vermochten. Und doch ertrug er dies mühſelige und beladene Daſein in der Ferne leichter, als in der unwirthlichen Luft der Heimath, in die er immer wieder zurück mußte, getrieben vom Gefühl der Pflicht gegen die alten Eltern und von der brüder-

lichſten Neigung zu den Geſchwiſtern, die Alles thaten, was ſie konnten, ihm ſein Loos minder hart zu machen.

Auch im Jahre 1825 war er wieder nach Hauſe gekommen, ein wenig erfriſcht und gehoben durch den Beifall, den ſeine erſten zehn Canzonen überall in Italien gefunden hatten. Sie waren im Jahre vorher in Bologna erſchienen. Die gewichtigſten Stimmen hatten den ſiebenundzwanzigjährigen Poeten beglückwünſcht. Er fing an, eine Zukunft zu hoffen, die ihm wenigſtens ſeine äußerlichen Sorgen erleichtern würde. Durch alle Leiden hindurch folgte ihm das Bewußtſein, daß er nicht umſonſt gelitten habe, daß er ſeinem Lande, an dem er mit leidenſchaftlicher Liebe hing, ans Herz wachſen ſollte, wie nur die Größten und Beſten der alten Zeit. Eine Art Waffenſtillſtand ſeines kämpfenden Lebens war eingetreten; er kam zu den Seinigen, um ſie dieſe ſeltene Ruhezeit ſeines Unglücks mitgenießen zu laſſen.

Wie anders fand er es, als er geträumt!

Von den vier Exemplaren ſeiner Canzonen, die den Weg nach Recanati gefunden hatten, waren zwei in die Hände der Geiſtlichkeit gerathen, die in dieſen Blättern einen Geiſt der Auflehnung gegen alle kirchliche Autorität, eine bittere Verachtung ihres Troſtes, eine Anſicht der Welt und ihres Schöpfers witterte, welche zu den Wiegenliedern von einer gütigen Vorſehung in grellem Widerſpruche ſtand. Der alte Graf, anfangs arglos, da er die heidniſche Geſinnung des Sohnes für nichts Schlimmeres hielt als einen dichteriſchen Nachklang ſeiner klaſſiſchen Studien, hatte ſich den Vorſtellungen ſeines Seelſorgers nicht verſchließen

können und es für ſeine Pflicht gehalten, den Heimkehrenden ins Gebet zu nehmen. Mit aller Schonung, wie ſie dem von Vorurtheilen eingeengten Vater gegenüber geboten war, hatte der Sohn ſeine Sache geführt. Es war wieder zu einem leidlichen Einverſtändniß gekommen. Aber in der reizbaren Seele des Kranken war eine Wunde mehr zurückgeblieben, die alle Liebkoſungen der Schweſter, alle muntere Wärme des Bruders nicht zu heilen vermochten. Mehr als je fühlte er, daß er unter den Seinigen ein Fremdling war. Unter dem Vorwande, das Sprechen werde ihm ſchwer, zog er ſich meiſt in ſein Zimmer oder auf die einſame Berghöhe zurück und zählte die Tage, bis er dieſe Stätte wieder verlaſſen und einſam mit ſeinem Genius verkehren durfte.

So war er auch heute in die Einöde geflohen. Stundenlang hatte er an ſeinem Lieblingsplatz geruht und ſich in den Abgrund der Betrachtung verſenkt, wo er die Welt, die ihm verhaßt, und ſein eignes Herz, das ſein grauſamſter Feind war, vergeſſen konnte. Nun rief ihn die Abendglocke nach Hauſe. Der Vater hielt darauf, daß keiner der Hausgenoſſen bei den gemeinſamen Mahlzeiten fehlte.

Noch einen letzten Blick warf er auf das Meer, das ſo grenzenlos im Duft des Abends mit dem Himmel zu verfließen ſchien; dann raffte er ſich auf und folgte der Fahrſtraße. Er war aber keine zwanzig Schritt gegangen, als er hinter ſich eine helle Stimme hörte, die ſeinen Namen rief.

Er blieb ſtehen und wandte ſich um.

Eine ſchlanke Mädchengeſtalt kam eilig, aber nicht

laufend, ſondern mit den zierlichen Schritten eines jungen Vogels die Straße daher und hielt Etwas über ihrem Haupt, welches mit einem verblichenen abgegriffenen Strohhütchen gegen die Sonne geſchützt war. Als er ſtillſtand, blieb ſie gleichfalls einen Augenblick ſtehen, wie um Athem zu ſchöpfen. Nun ſah er, daß ſie ſein Taſchenbuch, in welches er auf dem Hügel die Verſe geſchrieben, in der erhobenen Hand hielt; zugleich betrachtete er genauer das anmuthige Figürchen, das ihm nicht ganz unbekannt ſchien, obwohl er nicht ſogleich wußte, wo er es ſchon geſehen haben mochte. Das Mädchen trug die Tracht der geringeren Bürgerstöchter von Recanati, aber die wilden Blumen, die es auf ſeinem Strohhut befeſtigt hatte, ſchmückten es ſehr, und wie es jetzt gegen den leuchtenden Abendhimmel auf der freien Höhe ſtand, daß Alles dunkel erſchien außer dem Weiß der Augen und den blitzenden kleinen Zähnen, hätte es das verwöhnteſte Malerauge entzückt.

Dies iſt Euer Buch, Graf Giacomo! ſagte ſie jetzt und machte noch die paar Schritte zu ihm hin. Ich hab' es oben an dem Hügel gefunden. Nicht wahr, es gehört Euch?

Ja, ſagte er. Es iſt mein. Ich danke dir, daß du es aufgehoben haſt. Aber wie wußteſt du, daß es mir gehört?

O, lachte ſie, wem ſollt' es ſonſt gehören? Niemand kommt dahin außer Beppo, der Ziegenhirt, und der trägt kein Büchlein bei ſich.

Er nahm es ihr aus der Hand, die klein war und bleich, wie auch ihr junges Geſicht nicht gebräunt

erſchien, ſondern von einem gleichmäßigen ſanften Blaß, das die ſchwarzen Augen nur glänzender machte und oft eine flüchtige Röthe durchſchimmern ließ. Sie mochte nicht über ſiebzehn Jahre ſein; das Geſicht aber, ſo weich und kindlich die Züge waren, trug doch ſchon eine Spur von nachdenklichem Ernſt, ſobald ſie die Lippen ſchloß. Eine große Laſt tiefſchwarzer Flechten lag ihr im Nacken; die kleinen Ohren glänzten wie aus reinem Elfenbein gemeißelt daraus hervor.

Wenn Niemand außer mir zu jenem Hügel kommt, ſagte er nach einigem Schweigen, was hat dich denn dahin geführt? Es giebt doch ſchönere Stellen im Gebirge, wo man weit ins Land hinausblickt. Auch die Blumen auf deinem Hute ſind nicht an den Klippen dort gewachſen.

Ich? Ich bin in die Irre gelaufen, erwiderte ſie und erröthete bis in die Schläfen. Ich hatte einen Gang zu machen in die Nachbarſchaft; da hielt mich eine Tante meiner Mutter auf, und wie ich fort wollte, merkt' ich erſt, wie ſpät es war, und aus Furcht, ich möchte zu Hauſe geſcholten werden, verfehlte ich noch obendrein den Weg. An dem Hügel da fand ich mich erſt wieder zurecht. Da ſah ich das Büchlein liegen und nahm es und dachte, ich wollte es Euch ins Haus zurückbringen, in Caſa Leopardi. Nun treff' ich Euch noch unterwegs.

Aber warum dachteſt du, daß nur ich es verloren haben könnte?

Weil — weil ich Euch ſchon einmal dort habe ſitzen ſehen; — ich habe mich wohl gehütet, Euch zu ſtören. Und dann — wie ich es aufhob, ging es von ſelber

auf; da ſah ich, daß Verſe darin ſtanden. Ich habe ſie nicht geleſen, wahrhaftig nicht, ſo große Luſt ich dazu hatte. Wer weiß, für wen ſie ſind, dacht' ich.

Und woher weißt du, daß ich Verſe mache?

O, ſagte ſie und ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn, da ihr die Haare über die Augen fallen wollten, Ihr ſeid ja ein Dichter, Graf Giacomo, das weiß ein Jeder. Und ich habe auch Eure Gedichte geleſen. Aber nicht wahr, Ihr ſagt es nicht weiter — es iſt mir ſelbſt ſo entſchlüpft. Die Sofia, die bei Eurer Mutter, der Frau Gräfin dient, — Ihr müßt mir aber verſprechen, daß Ihr ſie nicht darum ſchelten wollt —

Ich verſprech' es dir. Was iſt auch Böſes dabei?

Sie hat mir Eure Gedichte einmal zu leſen gegeben, ganz heimlich, nur auf eine einzige Nacht; die Frau Gräfin durft' es nicht merken. Ich habe die Nacht kein Auge zugethan, ſondern immer wieder von vorn angefangen, ſobald ich zu Ende war. Am Morgen ſteckt' ich das Buch der Sofia wieder zu. Ich hatte es ganz ſauber gehalten, in ein ſeidenes Tüchlein gewickelt. Nicht wahr, Ihr werdet mich nicht verrathen?

Sie ſah ihn ſo treuherzig und dabei mit einem leichten Zuge von Schalkhaftigkeit an, daß er einen Augenblick ganz in die Betrachtung des reizenden Geſichts verſunken war und die Antwort ſchuldig blieb.

Wie heißeſt du, liebes Kind? fragte er endlich.

Sie lachte hell auf.

Kennt Ihr mich denn wirklich nicht mehr? Ihr ſeid freilich ein paar Jahre fort geweſen, und indeſſen

— die Leute ſagen, ich ſei ſehr gewachſen in der letzten Zeit, und damals war ich noch ein halbes Kind. Aber Ihr habt doch manchmal mit mir geſprochen und mir ſogar einmal ein Papier mit kleinen Kuchen ins Fenſter hineingeworfen von Eurem Balcon aus, und jetzt —

Nerina! fiel er ihr ins Wort. Wo hatt' ich denn nur meine Augen? Du biſt es! Aber freilich, du biſt eine ganz Andere geworden. Nimmermehr hätt' ich gedacht, daß du ſo ſchön werden könnteſt. Gieb mir deine Hand, Nerina, meine kleine Nachbarin.

Sie reichte ihm ihre Hand ohne jede Verlegenheit, ohne über das Lob, das er ihrer jungen Schönheit gezollt, zu erröthen. Sie wußte ſelbſt, daß ſie ſchön geworden war; es war ihr das ſo natürlich, wie daß ſie heute zwei Jahre älter war, als damals.

Es freut mich, Graf Giacomo, daß Ihr Euch meiner noch erinnert, ſagte ſie und nickte ihm freundlich zu. Freilich, es iſt kein Wunder, daß Ihr draußen in der Fremde nicht an mich gedacht habt. Ihr hattet Beſſeres zu thun. Bleibt Ihr nun ein wenig hier? Und wie geht es Euch ſonſt? Aber das iſt eine dumme Frage. Ich weiß ja, wie es Euch geht. Ihr habt es ja in den Gedichten geſagt. Ich bedaure Euch ſo, Graf Giacomo! Und gerade Ihr ſolltet ſo glücklich ſein!

Glücklich? Und warum ich gerade mehr als Andere?

Weil — weil Ihr ſo unglücklich ſeid — nein, verbeſſerte ſie ſich raſch, weil Ihr ſo gut ſeid und ſo geſcheit und ein Dichter! Aber ich muß nach Hauſe. Wollt Ihr mit mir gehen?

Er antwortete nicht ſogleich, aber da ſie ſich wieder zum Gehen anſchickte, ging auch er. Er ſah wohl, daß ſie ihre flinken Schritte mäßigte, damit er neben ihr bleiben konnte.

Du biſt noch ſo jung, Nerina, ſagte er. Wenn du älter wirſt und mehr weißt von Glück und Unglück, wirſt du es ganz in der Ordnung finden, daß gerade Der am unglücklichſten ſein muß, der, wie du ſagteſt, gut iſt und geſcheit und ein Dichter. Denn wenn er das Alles wirklich iſt, ſo fühlt er mehr als Andere, daß die Natur ihre Kinder nicht zum Glück geſchaffen hat, und ſeine Klugheit lehrt ihn, daß es immer ſo war und immer ſo ſein wird, und wenn er ein Dichter iſt, kann er es ausſprechen, mit Worten, vor denen er dann ſelbſt erſchrickt. Oder glaubſt du, daß ein Uebel dadurch erträglicher werde, wenn man es ſich in klaren Worten eingeſteht? Glaubſt du, daß ich meine Krankheit und dieſen gebrechlichen Körper minder fühle, wenn ich in den Spiegel blicke?

Ich weiß nicht, erwiederte ſie nach einem kleinen Beſinnen. Und doch — ſeht Ihr im Spiegel nicht auch Eure Augen? Muß es Euch nicht tröſten und auf Beſſerung hoffen laſſen, wenn Ihr ſeht, wie hell ſie ſind und welch ein Geiſt darin lebt? Und ſo iſt es, mein' ich, auch mit den Gedichten. Ich bin ein ungelehrtes Mädchen, und Ihr werdet lachen über mein Geſchwätz: aber es kommt mir vor, als ſähe da auch ein Geiſt heraus, anders als aus andern Schriften, die man ſonſt lieſ't, und wer ſo ſchöne Verſe ſchreibt, wenn ſie auch traurig klingen, der müßte

einen mächtigen Troſt daran finden, wie an dem Bilde ſeiner Augen im Spiegel. Verzeiht, daß ich ſo in den Tag hinein ſchwatze, was mir durch den Kopf geht. Ich bin immer ſo allein, da lehrt mich Niemand, wie man denken ſoll.

Theures Kind, rief er und faßte ihre Hand, danke Gott, daß nicht fremde Gedanken deine eigenen erſticken, wie ich dir danke, daß du mir dieſe lieblichen Dinge ſagſt, die aus deinem eigenen Herzen ſtammen. Nur wundert es mich, daß du an den Gedichten, die alle ſo traurig ſind und von klugen Leuten eintönig geſcholten werden, Gefallen finden konnteſt. Oder ſagſt du es nur, weil du gehört haſt, daß Dichter ſich gerne loben laſſen?

Gewiß nicht, Herr, betheuerte ſie nachdrücklich. Es iſt Alles, wie ich Euch ſagte. Und um ehrlich zu ſein: ich habe auch gar nicht Alles verſtanden. Aber ſelbſt das, was ich nicht begriff, und die fremden Namen und ſchweren Worte, Alles hab' ich immer wieder leſen müſſen, nicht mit den Augen bloß, verſteht Ihr, ſondern laut mit der Stimme. Und Manches hab' ich auch behalten, daß ich's nachſagen könnte wie das Vaterunſer. Es iſt wohl Alles traurig, wie Ihr ſagt, aber ſüß, viel ſüßer als die luſtigen Lieder, die ich früher gehört und geſungen habe. Ich ſelbſt — ich bin auch nicht mehr ſo luſtig, wie ſonſt — ich weiß nicht, warum. Noch vor einem Jahre — wer weiß, ob Eure Gedichte mir da ſo gefallen hätten. Da wußte ich mir noch nichts Lieberes, als zu tanzen und am Feiertag über Feld zu gehen und Blumen zu pflücken. Jetzt —

Sie verſtummte und bückte ſich nach dem Rande des Weges, wo ſie eine kleine Blume brach.

Wie alt biſt du denn? fragte er.

Noch drei Wochen und drei Tage, ſo werde ich ſiebzehn. Ich bin ſchon ſehr alt, nicht wahr? Zwar zum Tanzen noch nicht zu alt. Die Nenna und Maria ſind älter und doch viel luſtiger als ich. Freilich, ſie ſind auch größer und ſtärker, und ich — wenn ich jetzt ſo recht aus voller Bruſt ſingen oder lachen will und tanzen, bis die Welt mit mir im Kreiſe geht, plötzlich fühl' ich einen kleinen Stich am Herzen, — hier —, daß ich auf einmal ſtill ſtehn und mich beſinnen muß. Herr Matteo, der Chirurg, der ein Vetter meines Vaters iſt, meint, das werde vergehen, das liege ſo in den Jahren, und wenn ich erſt —

Sie ſtockte wieder. Sie waren Beide ſtehn geblieben, an einer Wendung des Wegs, wo ſich das Meer wieder zeigte, in das der dunkelrothe Sonnenball eben verſank. Er betrachtete ihr junges Geſicht und ſah jetzt, wie bleich ihr Mündchen war und wie dunkel der Glanz ihrer Augen.

Kind, ſagte er, die Luft hier oben iſt auch dir nicht heilſam. Nun entſinn' ich mich, daß ich dich früher habe tanzen ſehen, da warſt du die Wildeſte von Allen. Ich ſehe noch, wie die Zöpfe dir losgegangen waren und dem Knaben, mit dem du tanzteſt, um den Kopf ſchlugen, daß er meinte, du wollteſt ihn damit necken; du aber lachteſt immer toller, und das Geſicht brannte dir vor Luſt und Leben. Und jetzt biſt du ſtiller geworden und blaſſer. Du ſollteſt die Mut-

ter bitten, dich den Winter nach Ancona zu ſchicken. Habt ihr nicht Verwandte dort?

O ja, ſagte ſie, und ich war auch einmal dort, und es war mir wohler da, und ich wäre gern geblieben. Und doch — ſie erröthete wieder — zuletzt war ich froh, daß ich nach Hauſe zurück durfte. Die Leute dort, unſre Verwandten, ſind reich, und wir ſind arm. Es war mir ſo fremd zu Muth in dem großen Hauſe — ſo gut ſie zu mir waren. Konnt' ich hinaus, am liebſten ganz allein mich wegſtehlen und ans Meerufer mich hinſetzen eine Stunde lang, da fiel es mir immer wie ein Berg von der Bruſt. Kennt Ihr das Meer, Herr? Aber natürlich, Ihr ſeid ja viel weiter gereiſ't als ich. Seht, ich weiß mir nichts Lieberes, als am Strande auf und ab zu gehen, oder gar zu liegen, und zu horchen, wie die Wellen kommen und wieder zurückmüſſen und wieder heranbrauſen, und das Land ſtößt ſie wieder von ſich, und ſo in alle Ewigkeit. Es iſt auch nicht luſtig und immer derſelbe Klang, gerade wie in Euren Gedichten, aber ich werde es nie ſatt zu hören, ich vergeſſe all mein eigenes Leid darüber und daß ich älter werde und nicht weiß, ob das Glück je kommen wird oder ſchon vorbeigegangen iſt, und ich habe es nicht einmal geahnt. Und wenn ich dann aufſtand und wieder zu den Menſchen kam, fühlte ich eine Kraft in mir und eine Ruhe, als könne mich nun gar Nichts mehr erſchüttern oder niederwerfen, da Alles, was von Menſchen komme, doch geringer ſei als das furchtbare Meer und der Wille Gottes, der es regiert.

O Nerina, rief er, hingeriſſen von dem Zauber

ihrer ſeelenvollen Stimme und dieſer ſchwermüthigen Bekenntniſſe, weißt du wohl, daß du eine Dichterin biſt, daß du Alles, was du mir eben geſagt, nur aufzuſchreiben brauchteſt, um gerade ſo viel oder ſo wenig Troſt und Wonne daraus zu ſchöpfen, wie aus dem Büchlein, das die Sofia dir zu leſen gegeben?

Sie ſchüttelte mit einem Seufzer den Kopf.

Ich kann nicht ſchreiben, ſagte ſie. Und wenn ich es auch könnte, — ich habe nicht die Zeit. Ich bin keine Gräfin, daß ich thun und laſſen dürfte, was mir beliebt. Spinnen muß ich und nähen, ſtricken und im Hauſe ſchaffen. Auch ſcherzet Ihr bloß. Woher ſollte ich es haben, da ich nie Künſte und Wiſſenſchaften gelernt habe und nichts geleſen, außer ein Büchlein von dem großen Petrarca und ein paar alte Geſchichten mit Bildern und dann Eure Gedichte? Nein, das ſind Poſſen, und Ihr wißt recht gut, daß Nerina nur ein kindiſches Ding iſt und doch zu verſtändig, um ſich was in den Kopf ſetzen zu laſſen. Da ſeht, da verſchwindet eben der letzte rothe Streif der Sonne. Nun wird auf einmal Alles grau. Ich muß eilen, daß ich nach Hauſe komme.

Sie ging haſtig vorwärts; es ſchien, als liege ihr nicht mehr daran, daß er mit ihr Schritt halten möchte. Ein paar Männer aus Recanati, die auf dem Wege nach der Stadt zurück an ihnen vorbeikamen und den jungen Grafen ehrerbietig grüßten, hatten mit verwunderten Blicken das Mädchen an ſeiner Seite betrachtet. Das war ihr nicht entgangen.

Aber er beſchleunigte gleichfalls ſeinen Schritt, um dicht neben ihr zu bleiben.

Sie hatte, ſobald die Sonne verſunken war, das Strohhütchen abgenommen, als wäre es ihr zu heiß darunter geworden. Der feine Kopf, ganz in die dicken, dunklen Haare gehüllt, war jetzt noch reizender, der Umriß des Geſichtchens ſo zart und edel, die ſchlanke Geſtalt, wie ſie mit ineinandergelegten bloßen Armen hinwandelte, hielt ſeine Augen beſtändig gefangen.

So jung! ſagte er halb für ſich hin, und warum ſchon ſo reif? — Sein Herz zog ihn zu dem holden Geſchöpf, wie nie ein weibliches Weſen ihn gerührt hatte. War es Liebe, Trauer, Mitgefühl oder nur der Reiz des Wunderſamen, was aus dieſer einſam aufgeblühten Seele ihm entgegenduftete?

Jetzt trat der Mond in hellem Golde aus dem erblaſſenden Abendhimmel hervor.

Siehſt du ihn wohl, Nerina? ſagte ihr Begleiter, nachdem ſie eine Zeitlang ſtumm neben einander hingegangen waren. So ſieht das Leben aus, wenn die Jugend verſchwunden iſt; es iſt Alles bleich und ſtill, keine belebende Flamme mehr, nur ſo viel Licht, daß man zur Noth ſeinen Weg findet — bis dahin, wo man ſchlafen geht. So iſt *mein* Leben, Nerina. Dir aber ſcheint noch die ſchöne Sonne; du biſt noch jung, und Jugend iſt das einzige Glück, das uns armen Menſchen gegönnt iſt. Du mußt es dir nicht ſelbſt zerſtören, Liebe, nicht die Läden zuſchließen am hellen Tag und im Dunkeln deine Gedanken ſpinnen, bis du dich vor deinem eigenen Herzen zu fürchten anfängſt und dich krank dichteſt, wie eine Pflanze erbleicht, die ohne Sonne aufwächſ't. Verſprich mir,

Nerina, daß du dich ſolcher Träumereien entſchlagen und wieder lachen und ſingen willſt und auch tanzen, nicht bis zum Schwindligwerden, wie ſonſt, aber ſo, daß das Blut in deinen Adern es ſpürt, wie jung und warm es noch iſt. Willſt du mir das zu Liebe thun, meine kleine Freundin?

Sie nickte ernſthaft, ohne ihn anzuſehen.

Ich will es verſuchen, wenn Ihr es wünſcht. Es iſt aber ſchwer, wenn es nicht von ſelber kommt. Wollt Ihr aber nicht auch wieder an die Sonne zurückkehren? Ihr ſeid doch nicht alt, und ich meine, es müßte mir ſelbſt leichter werden, wieder luſtig zu ſein, wenn ich Euch einmal lachen hörte.

Ich, ein unſeliger Menſch, den Niemand liebt, Niemand entbehrt! Du wirſt noch einmal verſtehen. Nerina, wie unmöglich das iſt, was du von mir verlangſt, wenn du ſelbſt das Glück koſteſt, das mir auf immer verſagt iſt, wenn dir die Flamme aus den Augen ſchlägt, die deine Bruſt durchglüht, und das Herz dir im Leibe lacht, weil du ſchön und jung und lieblich und geliebt biſt. Dann wirſt du wiſſen, warum ein Menſch, der mir gleicht, nicht lachen kann, ohne daß es ſchlimmer klingt als weinen. Aber das muß dich nicht kümmern, Liebe. Ich beklage mich auch nicht; ich weiß, ich theile das Schickſal aller ſterblichen Geſchöpfe, die alle, die einen früher, die andern ſpäter, die Nichtigkeit dieſes irdiſchen Traumes erkennen. Nur warum gerade mir das Loos fiel, daß ich nie jung ſein, niemals mich an dem ſüßen Wahn berauſchen durfte, auch ich ſei zum Glück geſchaffen, — doch nein — auch ich war ja einmal jung und thöricht,

und darum wünſch' ich dir, daß du es lange bleiben und die vorwitzige, traurige Weisheit vergeſſen mögeſt, die du aus meinen Gedichten gelernt haſt!

Er blieb ſtehen. Das haſtige Reden hatte ihn erſchöpft. Auch ſie ſtand einen Augenblick ſtill, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, die lebhaft athmete.

Plötzlich richtete ſie ſich auf und ſagte: Ich will voran gehen, Graf Giacomo. Es giebt ſo viel müßige Leute in der Stadt, die gleich davon reden, wenn Etwas geſchieht, was ſie nicht alle Tage ſehen. Wenn man mich neben Euch durch die Straße gehen ſähe, — Niemand würde glauben, wie traurig das Alles war, was Ihr mir geſagt habt. Gute Nacht!

Gute Nacht, Nerina! Gehe nur! Du haſt Recht. Ich danke dir, daß du mir begegnet biſt; daß du auf der Welt biſt und ſo lieb und ſchön, daß es Wohlthat iſt, dich zu ſehen und deine Stimme zu hören. Sei glücklich, meine kleine Freundin, und lebe wohl!

Sie hörte die letzten Worte nur aus der Ferne, ſo raſch hatte ſie ſich von ihm abgewandt, und ſchon war ſie auf der dämmrigen Straße eine gute Strecke vorausgeeilt, als auch er ſich mit einem tiefen Seufzer aufraffte, um ſich langſam hinſchleppend die Stadt zu erreichen.

Er fand die Seinigen ſchon um den Tiſch verſammelt, auf dem das einfache Mahl aufgetragen war. Heiterer als ſonſt begrüßte er die Eltern, küßte die Schweſter auf die Stirn und reichte den Brüdern die Hand. Aber er ſprach noch weniger, als ſonſt ſeine Gewohnheit war, und berührte die Speiſen kaum.

Nur dem rothen Landwein ſprach er begierig zu und antwortete auf die Frage der Mutter, wie es ihm gehe: ihm ſei wohl; nur habe der weite Gang ihn ermüdet, er freue ſich auf den Schlaf.

Als er ſich dann in ſein Zimmer zurückgezogen hatte, öffnete er ſogleich die Thür des Balcons und ließ die breite Welle des Mondlichts hereinſtrömen. Das kleine Haus gegenüber, das Nerina's Eltern gehörte, ſtand im Schatten. Aus keinem Fenſter drang ein Lichtſchein. Er lehnte am Geländer des Balcons und ſah in die Straße hinab, wo die Leute vor den Hausthüren ſaßen, die Männer rauchend und ihren behaglichen Discurs führend, die Frauen die halbnackten ſchlafenden Kinder im Schooß, während die größeren Mädchen, ſich an den Händen haltend, langſam auf und ab gingen und mit einander flüſterten. War Nerina unter ihnen? Er ſtrengte ſeine Augen vergebens an, ihre zarte Geſtalt, deren Umriß er aus hunderten herausgefunden hätte, unter den wandelnden Schatten drunten zu erkennen. Von fern hörte man allerlei Geſang, vom Nachtwind durcheinandergewirrt, herübertönen und verwehte Guitarrenaccorde, die eine Serenade begleiteten. Dem Einſamen droben auf dem Balcon ſchwoll das Herz, eine ſüße Unruhe erregte ihm das Blut, er öffnete die Lippen, wie wenn er den berauſchenden Hauch der Mondnacht einſaugen und darin Vergeſſenheit all ſeiner Leiden trinken wollte. Gerade über ihm ſtand das Siebengeſtirn. Er blickte unverwandt hinauf, bis ihm die Augen zu ſchmerzen anfingen. Vaghe stelle dell' Orsa! murmelte er. Seine Seele war voll bis zum Ueberfließen.

Er trat ins Zimmer zurück, zündete eine Kerze an und ſchrieb wie im Fieber phantaſirend die folgenden Verſe:

Ihr ſchönen Siebenſterne, nimmer glaubt' ich,
Daß ich euch wieder ſo begrüßen würde,
Hoch über meines Vaters Garten funkelnd,
Und Zwieſprach mit euch halten aus den Fenſtern
Des Hauſes, drin ich ſchon als Kind gewohnt
Und meiner Freuden frühes Ende ſah.
Wie viele Bilder einſt, wie viele Märchen
Schuf mir im ſtillen Innern euer Anblick
Und eurer leuchtenden Gefährten, damals,
Als wortlos ich auf grüner Scholle ſitzend
Die halben Nächte zu verbringen pflegte
Gen Himmel blickend und dem fernen Ruf
Der Fröſche lauſchend draußen in der Ebne.
Und an den Hecken, auf den Fluren hin
Schweifte der Glühwurm, ſäuſelten im Nachtwind
Die duft'gen Laubengäng' und die Cypreſſen
Im Walde dort, und aus dem Vaterhaus
Erklangen Wechſelreden und der Diener
Gelaſſ'nes Treiben. Wie unendliche
Gedanken, wie viel ſüße Träume hauchte
Das ferne Meer mir zu, die blauen Berge,
Die hier mein Blick erreicht und die ich einſt
Zu überſchreiten hoffte, neue Welten,
Ein neues Glück verheißend meinem Daſein.
Nicht kannt' ich mein Geſchick und wußte nicht,
Wie oft ich dies mein leidvoll ödes Leben
Gern würde tauſchen mögen mit dem Tod!

Weiſſagte doch mein Herz mir nicht, ich ſei
Verdammt, die grüne Jugend hinzuzehren
Hier in der wilden Heimath, unter Menſchen,
Die roh und niedrig, denen Wiſſenſchaft
Und Weisheit fremde Namen, oft ein Anlaß
Zu Spott und Lachen, die mich fliehn und haſſen.
Doch nicht aus Neid, da ſie nicht höher mich

Erachten, als ſich ſelbſt: nur weil ſie meinen,
Ich dünk' es ſelbſt mir insgeheim, obwohl ich
Nach außen mir's vor Niemand merken ließ'.
Hier bring' ich meine Jahre hin, verlaſſen,
Verborgen, fern von Lieb' und Leben, muß
Im Schwarm Mißwollender zuletzt verhärten,
Mich aller Mild' und Tugenden entwöhnen
Und zum Verächter noch der Menſchen werden
Durch dieſe Horde! Und indeß enteilt
Die theure Jugendzeit, die theurer iſt,
Als Ruhm und Lorbeer, theurer als das Licht
Des Tages und des Athems Hauch; ſo nutzlos,
Ohn' irgend eine Luſt verlier' ich dich
An dieſem Ort unmenſchlich öder Qual,
O du, des dürren Lebens einz'ge Blüte!

Er lehnte ſich einen Augenblick auf das Ruhebett zurück und ſchloß die Augen. Draußen vom Thurme der alten Kirche hörte er den Stundenſchlag; es war zehn Uhr. Die Stimmen und der Geſang verſtummten allgemach. Auch im Hauſe hörte er die Thüren gehen zu den Schlafzimmern ſeiner Geſchwiſter, und Alles verſank in tiefe Stille. Nun richtete er ſich wieder auf und ſchrieb weiter:

Der Wind trägt mir den Klang der Stunde zu
Vom Glockenthurm des Städtchens. Wohl gedenk' ich,
Wie dieſer Klang mir Troſt war in den Nächten,
Wenn ich als Knab' in meinem dunklen Zimmer,
Umlagert rings von Schrecken, wachend lag
Und nach dem Morgen ſeufzte. Alles rings,
Was ich nur ſeh' und höre, bringt ein Bild mir
Zurück und weckt ein ſüß Erinnern auf,
Süß in ſich ſelbſt; doch miſcht ſich ſchmerzlich ein
Der Gegenwart Gefühl, vergebne Sehnſucht
Nach alter Zeit und der Gedank': ich war! —
Dort der Altan, der nach den letzten Strahlen
Der Sonne blickt, — hier die bemalten Wände,

Die Heerdenbilder und der Sonnenaufgang
Ueber dem öden Feld: in meiner Muße
Wie freuten ſie mich tauſendfach, da noch
Mein übermächt'ger Wahn mir ſchmeichelnd nah war,
Wo ich nur weilte. Dieſe alten Säle,
Wenn hell der Schnee hereinſchien und der Wind
Um ihre weiten Fenſter pfeifend ſchnob,
Erdröhnten vom Gelächter und Gelärm
Des Knaben, zu der Zeit, da noch das herbe,
Argliſt'ge Weltgeheimniß uns ſo ſüß
Entgegenblickt, da noch der Jüngling, wie
Ein unerfahrner Liebender, ſein Leben
Gleich einer erſten Liebe hätſcheln mag,
Von ſelbſterträumter Himmelsſchöne trunken.

O all ihr Hoffnungen, du holder Trug
Der Jugendtage! Immer kehrt die Seele
Zu euch zurück. Denn wie die Zeit auch eilt,
Wie ſich Gedanken und Gefühle wandeln,
Niemals vergeſſ' ich euch! Trugbilder, weiß ich,
Sind Ruhm und Ehre; Glück und Wonne nur
Ein eitler Wunſch; das unfruchtbare Leben
Ein nutzlos Elend. Dennoch, ob auch leer
All meine Jahre, dunkel und verödet
Mein ſterblich Daſein, raubt das Glück — wohl ſeh' ich
Es ein — mir wenig nur. Doch ach, ſo oft ich
An euch, ihr Jugendhoffnungen, gedenke,
An das, was einſt ſo hold mir vorgeſchwebt,
Und dann mein jammervoll armſelig Leben
Erwäg', und daß von ſo viel ſchöner Hoffnung
Der Tod allein mir heut noch übrig bleibt:
Krampft ſich mein Herz zuſammen, und mir iſt,
Als gäb' es keinen Troſt für ſolch ein Schickſal.
Und wenn nun dieſer oft erflehte Tod
Mir nahe tritt und ich am letzten Ziel
All meines Unglücks ſtehe, wenn die Erde
Ein fremdes Thal mir wird und meinem Blick
Die Zukunft ſchwindet: euer dann gewiß
Werd' ich gedenken, euer Bild wird mich

Den letzten Seufzer koſten, bitter mahnend,
Daß ich umſonſt gelebt, und in die Süße
Des ſchickſalvollen Tags mir Wermuth träufeln.

O, ſchon im erſten ſtürmiſchen Jugenddrang
Der Freuden, Aengſten und Begierden rief ich
Den Tod ſo manches Mal und konnte lang'
Drauß an der Quelle ſitzend drüber brüten,
Ob ich nicht beſſer thäte, Schmerz und Hoffnung
In ihrer Flut zu ſtillen. Dann, durch ſchleichend
Siechthum geriſſen an den Rand des Grabes,
Weint' ich um meine ſchöne Jugend, um
Der armen Tage Flor, der ſchon ſo früh
Hinwelkt'; und manchen Abend, wenn ich traurig
Auf meinem Bette, dem vertrauten, ſaß
Und bei dem trüben Lämpchen dichtete,
Klagt' ich im Einklang mit der nächt'gen Stille
Um meinen flücht'gen Geiſt und ſang mir ſelbſt,
Als ſchwänd' ich ſcheidend hin, das Todtenlied! —

Wer kann an euch gedenken ohne Seufzen,
O erſter Jugendaufgang, o ihr ſchönen,
Ihr unausſprechlich holden Tage, wenn
Dem ſel'gen Sterblichen ein Mädchenlächeln
Zuerſt entgegenglänzt! Rings in die Wette
Lacht ihn dann Alles an; es ſchweigt der Neid,
Noch ſchlummernd, oder ſchonend; und die Welt —
O ſeltnes Wunder! — ſcheint dem Unerfahrnen
Die Hand zu ſeiner Hülfe darzubieten,
Entſchuldigt ſein Verirren, feiert Feſte
Dem neuen Lebensantritt und empfängt ihn
Und ſchmeichelt täuſchend ihm als ihrem Herrn.
Die flücht'gen Tage! Wie ein Wetterleuchten
Sind ſie verweht. Und welcher Sterbliche
Weiß noch vom Unglück nichts, dem ſchon die holde
Jahrszeit entſchwunden, ſeine g u t e Zeit,
Dem ſchon die Jugend, ach, die Jugend ausloſch!

Da fing draußen plötzlich eine zarte Mädchenſtimme an zu ſingen, ganz leiſe und heimlich, wie

manchmal die Vögel in ſehr klaren Nächten, wenn ſie aufwachen und nicht gleich wiſſen, ob es ſchon wieder tagen will.

Es war eine jener zahlloſen Strophen, wie ſie dort im Süden von Mund zu Mund gehen, von Jedem, der ſie ſingt, umgedichtet, ein Schatz, der Allen gehört, den Alle hüten und mehren. Die Weiſe, halb ſchwermüthig, halb gedankenlos, klang wie das Rauſchen von Wind und Wellen.

Ich ſah ein Rößlein gehn mit muntern Sprüngen,
Auf einer Wieſe ſah ich's angebunden.
Es kreiſ't und kreiſ't, der Strick muß ſich verſchlingen,
Und dennoch kreiſ't's rundum zu allen Stunden.
So macht's der Menſch, wenn er ein Lieb gefunden:
Er glaubt noch frei zu ſein, und iſt gebunden.
So macht's der Menſch, der Liebesleid erfuhr:
Er knüpft die Schlinge feſt und feſter nur.

Leopardi war aufgeſprungen und auf den Balcon hinausgetreten. Die Stimme, wie er wohl wußte, kam aus dem kleinen Fenſter gegenüber, das ein wenig tiefer lag, als das ſeinige. Jetzt brannte ein Licht drüben, ein ſchwaches, rothes Flämmchen in einer irdenen Lampe. Aber es leuchtete genug, daß er ſeine junge Nachbarin ſehen konnte, die vor einem handgroßen Spiegelchen ihre ſchwarzen Zöpfe flocht. Sie war ihm halb abgekehrt, noch in ihren Kleidern; von dem ſchmalen Bett war nur das Fußende zu ſehen, neben dem Fenſter der Spinnrocken und ein Nelkentopf mit einer Menge dunkelrother Blüten.

Nerina! rief er mit gedämpfter Stimme hinüber.

Die kleine Evastochter that, als höre ſie ihn nicht.

Sie fuhr ruhig fort, ſich zu ſtrählen und das Haar wieder aufzuſtecken. Dabei ſang ſie von Neuem:

Mein Liebſter ſingt am Haus im Mondenſcheine,
Und ich muß lauſchend hier im Bette liegen.
Weg von der Mutter wend' ich mich und weine;
Blut ſind die Thränen, die mir nicht verſiegen.
Den breiten Strom am Bett hab' ich geweint,
Weiß nicht vor Thränen, ob der Morgen ſcheint;
Den breiten Strom am Bett weint' ich vor Sehnen,
Blind haben mich gemacht die blut'gen Thränen.

Nerina! rief er nun lauter und ſo vernehmlich, daß man es nicht wohl überhören konnte. Das Mädchen wandte ſich alsbald um, ſteckte raſch die letzten Nadeln ins Haar und kam ans Fenſter.

Seid Ihr noch wach, Graf Giacomo?

Ich bin eine Nachteule, Nerina. Ich ſchlafe ſelten vor Mitternacht. Aber du, gehſt du ſo ſpät zu Bette? Biſt du noch ſpazieren gegangen mit einer Freundin oder einem Schatz?

Ich habe keinen Schatz, und die Mutter erlaubt auch nicht, daß ich Nachts mich auf der Gaſſe herumtreibe. Aber ich bin ſo luſtig heute, ich konnte noch nicht an Schlaf denken. Ich ſaß lange am Herde und blies in die Kohlen und freute mich wie die Funken tanzten. Endlich ſchickte mich die Mutter in meine Kammer. Aber Gott weiß, wann ich einſchlafen werde. Der Mond ſcheint ſo hell, da fallen mir alle Lieder ein, die ich jemals gehört, luſtige und traurige; aber auch die traurigen machen mich nicht betrübt. Geht es Euch auch ſo, Signor Contino?

Liebe Nerina, ſagte er, mich haben auch die Mondſtrahlen nicht ſchlafen laſſen. Ich glaube faſt,

ich habe auf dich gewartet, dir noch einmal gute Nacht zu ſagen. Leider habe ich heute Nichts, was ich dir ins Fenſter werfen könnte, keine ſüßen Früchte oder kleine Kuchen, wie ſonſt.

Danach verlangt mich auch jetzt nicht mehr, lachte ſie. Aber Ihr hättet wohl etwas Anderes — das würd' Euch freilich zu koſtbar ſein für ſo ein dummes Ding.

Was meinſt du?

Wenn Ihr mir die Verſe herſagen wolltet, die Ihr heut an dem Hügel draußen in Euer Büchlein geſchrieben habt. Scheint es Euch ſehr unverſchämt, daß ich um ſo etwas bitte?

O Kind! rief er lächelnd, du könnteſt ein großſtädtiſches Fräulein ſein, ſo gut weißt du, was man von Unſereinem bitten muß, um ſicher keine Fehlbitte zu thun. Biſt du nicht auch mein einziges Publicum hier auf zwanzig Meilen in der Runde? Warte, ich hole dir die Verſe!

Er verſchwand raſch im Zimmer, zog ſein Büchlein hervor, nahm dann einen reinen Bogen Papier und ſchrieb das Gedicht mit großen, deutlichen Zügen darauf ab. Dann kehrte er auf den Balcon zurück. Sie hatte ſich nicht von der Stelle gerührt. Während er jetzt die Verſe recitirte, langſam, mit ſeiner tiefen, etwas umſchleierten Stimme, ſah er, wie ſie die Augen ſchloß und das Geſicht wie in ſeliger Verklärung gegen den Mondhimmel richtete.

„Und ſüß iſt mir's, in dieſem Meer zu ſcheitern!“ hörte er ſie ganz leiſe wiederholen, als er geendigt hatte.

Nun? fragte er ſcherzend. Und die Kritik? Mein kleines Publikum muß mir nun auch ſagen, ob es verſteht, was ich meine, ob es mich ehrlich loben kann, oder etwas zu tadeln findet.

Sie ſchwieg noch eine Weile. Dann ſagte ſie plötzlich:

Signor Contino, wollt Ihr mir das Blatt ſchenken? Ich will es gewiß gut aufheben. Aber ich möchte es immer wieder leſen und dabei an Euch denken und an alles Freundliche und Gute, was Ihr mir geſagt habt.

Gern! erwiderte er. Ich hab' es ſchon für dich abgeſchrieben. Nun will ich es nur noch zuſammenfalten.

Er ſuchte auf ſeinem Tiſch nach einem Umſchlage. Dabei fiel ihm ein Exemplar ſeiner Gedichte in die Hand. Darein legte er das beſchriebene Blatt, machte eine kleine Rolle aus dem Ganzen und band eine Schnur darum.

Kannſt du fangen? rief er, als er wieder an die Brüſtung trat.

Sie ſtreckte die Arme über das Geſims hinaus; die Rolle hatte keinen weiten Weg zu machen, und die ſchlanken Händchen empfingen ſie geſchickt. Wartet ein wenig! rief ſie, indem ſie ſtatt des Dankes nur mit dem Kopfe nickte. Ihr ſollt auch nicht ganz leer ausgehen.

Haſtig pflückte ſie alle Blumen von ihrem Nelkentopf und griff dann nach einer Scheere, die auf dem Fenſterſims lag. Im Nu hatte ſie eine lange, feine Strähne ihres ſchwarzen Haares abgeſchnitten, die band ſie um den Strauß und warf ihn ſo muthwillig

hinüber, daß er ihm gegen das Geſicht flog. Gute Nacht, gute Nacht! hörte er ſie noch rufen. Als er aber das Sträußchen vom Boden aufhob und ihr einen Dank hinüberſchicken wollte, war die Kammer drüben dunkel, das kleine Fenſter geſchloſſen.

Er ſchlief wenig dieſe Nacht. Mehr als der Mondſchein auf dem Eſtrich ſeines Zimmers hielt der Glanz der ſchwarzen Augen ihn wach, die er immer über ſeinem Bette ſah, und die helle, leiſe Stimme, deren Lachen und Geſang ihn beſtändig umſchwirrten.

So macht's der Menſch, wenn er ein Lieb gefunden:
Er glaubt noch frei zu ſein und iſt gebunden —

Immer wieder mußte er dieſe Worte vor ſich hin ſagen. Dann ſtand er wieder auf, die Decke ſeines Bettes ſchien ihm ſo ſchwer wie der Deckel eines Sarges; er riß die Balconthür weit auf und badete ſeine ſchwüle Bruſt in dem ſcharfen Mitternachtswinde. Ein Gefühl von Kraft und Friſche, wie es ihm lange fremd geweſen, drang ihm durch die Glieder. Warum könnte es denn nicht ſein? ſagte er vor ſich hin, die brennenden Augen unverwandt auf das kleine dunkle Fenſter geheftet. Muß es denn für ewig mit mir aus und vorbei ſein? Kann nicht ein Wunder geſchehen und etwas Liebliches ſich auch einmal dem Unglücklichen zuneigen? Ihr Götter, wenn es ſo wäre! — wenn ihr euch den großmüthigen Plan erſonnen hättet, euren Verächter zu beſchämen, meine bittere Weisheit Lügen zu ſtrafen! Wenn endlich ein Tropfen Wonne meine heißen Lippen kühlen ſollte, — mehr

als ein Tropfen: ein langer, begieriger Zug aus dem vollen Becher! — — Und warum wäre es unmöglich? Hier freilich! — Aber iſt mir hier nicht ohnehin der Tod gewiß, ein früher, unfruchtbarer Tod, ehe ich noch gelebt habe? Statt deſſen — draußen an irgend einem ſtillen Ort, unter milderem Himmel, mit einer Seele, die mich verſteht, mich liebt, nicht bloß aus Mitleid. — Und wenn ich arm bin und immer bleiben werde — iſt ſie nicht Armuth gewöhnt? Muß ich nicht dem Schickſal danken, das mir keine Schätze beſchert hat, da ich nun frei bin, mich zu Meinesgleichen zu geſellen? Wer kann mir zumuthen, eines kahlen Titels wegen meine einzige Lebenshoffnung zu verſcherzen? Fahre hin, Grafenthum, du verſchämter Bettlerſtand, wenn ich mein Menſchenthum dafür eintauſche und in aller Armuth reich bin am Buſen der Natur und meines Weibes! —

Er warf ſich wieder auf ſein Lager, das Blut pochte ihm in den Schläfen, ihm ſchwindelte vor den kühnen Glücksträumen, die an ſeiner Seele vorüberzogen. Nerina! rief er leidenſchaftlich und ſtreckte die Arme aus, als ſtünde ſie neben ihm und er könnte ſie an ſeine Bruſt ziehen. Dann plötzlich wurde ſeine Traumwonne getrübt.

Raſender! rief er und ſtützte ſich in den Kiſſen auf. Dieſes argloſe holde Geſchöpf, das deine ſchönen Worte bethört haben, willſt du an deine Seite locken? ihre blühende Jugend mit deinem ſiechen Elend verkuppeln? Und wenn ſie dir Kinder bringt, die dir gleichen, die den Fluch ihres Vaters fortpflanzen durch Geſchlechter hindurch, — wenn du dieſe glänzenden

Augen nur noch in Thränen ſiehſt und dir ſagen mußt: die fließen um deine eigenſüchtige Thorheit! — wärſt du dann nicht tauſendmal elender, als in aller Entſagung und ſtolzen Einſamkeit? Was bleibt dir, verſtoßener Sohn des Glücks, als das Bewußtſein, daß du ſchuldlos leideſt? Wie könnteſt du den Tag herankommen ſehen, an dem du die Augen nicht mehr zum Himmel aufſchlagen dürfteſt und fragen: was hab' ich dir gethan, daß du mich mißhandelſt? —

Noch eine Stunde lag er und ſann. Dann wurde es ſtill in ihm und immer ſtiller. Die früh geübte Kunſt, ſich alles Selbſtbetrugs zu erwehren, kam ihm zu Statten. Als er endlich einſchlief, war der Entſchluß in ihm gereift, jeder neuen Begegnung mit dem lieblichen Weſen auszuweichen und ein Zimmer des Hauſes zu beziehen, wo der Klang ihrer Stimme ihn nicht erreichen könnte.

Er erwachte ſpät, nach unruhigen Träumen, mit dem Gefühl aller ſeiner Leiden. Die Morgenſtunden waren von je ſeine qualvollſten geweſen. Als er ſich mühſam erhoben und in die Kleider geworfen hatte und nun im Lehnſtuhl liegend darüber nachdachte, durch welche Arbeit er am beſten ſeinen Geiſt von der trübſeligen Genoſſenſchaft des Leibes abtrennen könne, pochte es an der Thür, und Pietro, ſein alter Diener, trat herein. Er meldete, daß ein Mann aus der Stadt den jungen Grafen Giacomo zu ſprechen begehre; er rede von einem Bilde, das er ihm zu zeigen wünſche; es ſei nicht recht klug daraus zu wer-

den, der Herr Graf würde ſchon ſehen, was an der Sache ſei.

Ein Mann aus der Stadt? Ob er ihn kenne.

Er werde ihn ohne Zweifel kennen, es ſei Niemand anders als der Luigi, der Hutmacher, dem das Haus gegenüber gehöre.

Leopardi war aufgeſprungen, das Herz klopfte ihm heftig; nur mit einer Geberde konnte er dem Diener bedeuten, daß er den Mann hereinlaſſen möge.

Ein ſchlichter, anſtändig gekleideter Bürger trat ein, verneigte ſich ehrerbietig, aber mit einer treuherzigen Miene, wie wenn er ſagen wollte: wir kennen uns ja ſchon lange! — und trat dann näher auf den jungen Grafen zu, indem er ihm ſeine derbe, gebräunte Hand entgegenſtreckte.

Signor Contino, ſagte er, oder Excellenz Herr Graf, wie es ſich jetzt beſſer ſchickt, ich bitte um Verzeihung für meine Zudringlichkeit, aber Noth bricht Eiſen, und da ich den jungen Herrn Grafen noch im Kinderröckchen geſehen habe — und wegen der nahen Nachbarſchaft — und weil ein Sohn Adam's dem andern helfen ſoll — ſo will es unſere heilige Religion — nehmt es daher nicht für ungut, daß ich mich mit einem Vorwand hier eingeſchlichen, lieber junger Herr Graf. Denn warum? Ich konnte doch dem Pietro, der es gleich der Sofia und der Martina wieder erzählt hätte, nicht ſagen, daß es nur um mein armes Ding von Tochter iſt, daß ich dem jungen Herrn Grafen ſeinen Beiſtand in Anſpruch nehme. Und darum ſagte ich das von dem Bilde, und das Bild beſitz' ich wirklich, Signor Giacomo, und wenn

der Herr Graf mir meine Bitte gewährt, kann ich es ihm zeigen. Obwohl ich gar nicht glaube — wie ich's dem Pietro weisgemacht habe — es ſei eine ſonderliche Rarität mit der alten Schwarte, und wenn ein Kenner es zu ſehen bekäme, hundert oder zweihundert Scudi und mehr könnt' ich dafür kriegen, — ſondern nur, damit ich gleich einen Vorwand wüßte, weßhalb der junge Herr Graf mir die Ehre anthun könnte, in mein Haus zu kommen und meinem dummen Ding von Mädel den Kopf zurecht zu ſetzen, wenn Ew. Gnaden ſich ſoweit herablaſſen wollten zu einem armen Nachbarn und Hausvater, der ſeine liebe Noth mit dieſem einzigen Kinde hat.

Was fehlt Eurer Nerina? Und was könnt' ich dabei thun? ſtammelte Leopardi.

Sehen, Sie, lieber Herr, fuhr der Biedermann eifrig fort, den Stuhl, den der junge Mann ihm bot, mit dem Rücken der Hand wegſchiebend, Sie müſſen wiſſen, es iſt das beſte Kind von der Welt, ein wahres Kleinod von einer wohlgerathenen Creatur, und bis vor wenigen Monaten hat es uns nie eine böſe Stunde gemacht, vielmehr es war der Kuchen auf unſerm armen Tiſch und die Blume an unſerm Fenſter. Wir ſind zurückgekommen, ſeit wir den Prozeß verloren haben — Ew. Gnaden werden ſich entſinnen — böſe Menſchen haben mich da ins Verderben gelockt — ſeitdem geht es nicht mehr vorwärts mit meinem Geſchäfte und ſonſt mit Nichts, was ich angreife. Nun hab' ich einen Vetter in Ancona, einen ſehr wohlhabenden Kaufmann, und der hat einen Sohn Antonio, einen jungen Menſchen, ſchön wie gemalt

und von guten Sitten und ſo recht einer fürs Haus und das Geſchäft, daß Alle ſagen, er werde noch zehnmal reicher werden, als ſein Papa. Nun, unſrer Verwandtſchaft wegen und vielleicht auch, weil er von unſerm Mädel hatte reden hören — eines Tages — es iſt nun bald ein Jahr — kommt dieſer Antonio nach Recanati herauf, und unſere Nerina ſehen und ſich ſterblich in ſie verlieben, war Eins. Wir — was konnte uns Glücklicheres beſchert werden, als das Kind ſo herrlich verſorgt zu wiſſen? Und auch ſie ſchien der Sache nicht abgeneigt, obwohl von ſo erſchrecklicher Verliebtheit, wie bei dem Jüngling, nichts bei ihr zu verſpüren war. Damals war ſie erſt ſechzehn; ein Jahr macht viel bei den Weibern, und jedenfalls, da ſie nicht die Stärkſte auf der Bruſt iſt, ſollte ſie noch ein Jahr bei uns im Hauſe bleiben, wozu der Antonio, ein verliebter Orlando wie er war, ein ſaures Geſicht ſchnitt. Endlich mußte er doch nachgeben, und wir verſprachen, in dieſem Frühjahr die Braut zu ſeinen Eltern auf Beſuch zu bringen, hinunter nach Ancona. O lieber Herr Graf, von da fing unſer Unglück an! Seitdem haben wir uns mit Sorgen ins Bett gelegt und ſind mit Seufzen wieder aufgeſtanden.

Was iſt geſchehen in Ancona? Sind etwa die Eltern ihr nicht freundlich begegnet?

O nicht doch, Signor Contino! Auf Händen hat man ſie getragen, Alle und Jeder, und die Alten haben's womöglich noch närriſcher mit ihr getrieben, als der Sohn. Aber Alles hat nichts bei ihr verfangen. Von der erſten Stunde, wo ſie ihren Verlobten wieder-

geſehen, hat ſie der Mutter erklärt, man möge ſie nur gleich wieder wegführen, Den könnte ſie nicht lieben, und ſeine Frau zu werden, mache ihr Grauen. — Was ſie denn gegen ihn einzuwenden hätte? — O nichts; aber er ſei ihr wie jeder Andere, und ſie werde ihn niemals lieber haben, als den Erſten Beſten, nur vielleicht haſſen und fürchten, bloß weil ſie ihm angehören ſolle. Stellen Sie ſich vor, Signor Giacomo, ein ſiebzehnjähriges albernes Ding, das bis in den Himmel vergnügt ſein ſollte, eine Partie zu machen, um die alle reichen und angeſehenen Bürgerstöchter in der Mark Ancona ſich die Augen aus dem Kopf und die Seele aus dem Leibe beten würden, daß die Madonna ihnen das Glück beſcherte, und unſer dummes Kind ſagt: ich mag nicht, und damit baſta! — Wie uns zu Muthe war, und wie wir endlich, nachdem Alles umſonſt geweſen, wieder abzogen und in unſere kümmerliche Hütte zurück — nun, der Himmel ſchickt eben Jedem ſeine Prüfung. Und dabei konnten wir dem Kinde nie recht von Herzen böſe ſein; es iſt eine zu ſüße Creatur. Wenn ich manchmal mir vorgenommen, ich wollte ihr recht derb ins Gewiſſen reden, was ſie an ſich und uns für ein Unrecht thut, die einfältige Gans, die ſie iſt, — ſie braucht mich nur ganz ſtillſchweigend anzublicken und nicht mit einem Wörtlein ſich zu vertheidigen, gleich werde ich wie umgewandelt, daß ich mich in Acht nehmen muß, ſie nicht noch am Ende um Verzeihung zu bitten, weil die beſte Heirath, die ſich nur auf hundert Meilen blicken ließ, uns gerade gut genug war für das eigenſinnige, garſtige Mädel. O Herr Graf, wenn Sie ſie

kennten, wie wir! Es iſt eine harte Sache, große Kinder zu haben, die Vater und Mutter am Bändel führen, ſtatt ſich von ihnen regieren zu laſſen.

Ich beklage Euch aufrichtig, guter Freund. Aber noch immer ſeh' ich nicht ab, warum Ihr gerade bei mir Hülfe ſucht in Eurer Noth.

Der wackere Mann ſah ihm zutraulich ins Geſicht. Er zögerte aber dennoch, mit ſeinem eigentlichen Anſinnen herauszurücken.

Es iſt zu viel verlangt, ich weiß es, ſagte er kopfſchüttelnd. Ihr ſeid ein Gelehrter, ein großer Profeſſor, und kennt alle alten Schriften und habt keine Zeit, Euch um ſolche Kindereien zu kümmern. Und doch, wie mein Mädel geſtern nach Hauſe kam und erzählte, daß ſie Euch draußen angetroffen habe, und wie freundlich Ihr Euch mit ihr eingelaſſen, und daß ſie vor keinem lebendigen Menſchen größern Reſpect hätte, als vor Euch, und was Ihr zu ihr ſagtet, das ſei ihr wie Gottes Wort, geradezu ein Evangelium, — und dann war ſie den ganzen Abend ſo aufgeräumt und geſprächſam, wie ſeit Ancona nicht mehr, ja wir haben ſie ſogar ganz ſpät noch ſingen hören. Mann, ſagte mein Weib noch geſtern Abend zu mir, wenn du am Ende zu dem jungen Grafen gingeſt, daß Der mit unſrer Nerina redete und ſie zur Vernunft brächte! Denn wenn es noch Einer zu Wege bringt, kann Der es — der Signor Contino; — haſt du nicht geſehen, wie ihr die Augen leuchteten, als ſie von ſeinem Genie und ſeiner großen Gelehrtheit ſprach? — Und ſo — ſehen Ew. Gnaden — ſo ſprach mein Weib, und heute früh fing ſie gleich dasſelbe

Lied wieder an, und darum habe ich mir ein Herz gefaßt, lieber Herr Graf, Euch zu beſuchen und zu bitten, ob Ihr nicht einmal herüberkommen möchtet und bei unſerm Kind, unſerm Augapfel, nach dem Rechten ſehen.

Leopardi war in den Lehnſtuhl zurückgeſunken; er hatte die Augen geſchloſſen und glich mehr einem Schlafenden, als einem Menſchen, in deſſen Bruſt heftige Gefühle mit einander ſtritten. Auch als der bekümmerte Vater ſeinen Spruch geendigt hatte, blieb er noch unbeweglich, und ſchon glaubte der wackere Mann, er habe einen vergebenen Gang gemacht, dieſer junge Graf, den ſeine Tochter ſo hoch gerühmt, dünke ſich zu gut, um einen armen Nachbarn nur anzuhören, und ſtelle ſich ſchlafend, um ihn wieder loszuwerden: als der jüngere Bruder, Carlo, der Liebling Giacomo's, ins Zimmer trat und mit einem heiteren „Guten Morgen!“ die bange Stille verſcheuchte.

Der Dichter ſtand langſam auf, reichte dem verdutzten Biedermann die Hand und ſagte: Es bleibt alſo dabei, Herr Luigi. Heute Nachmittag komm' ich zu Euch hinüber und ſehe mir das berühmte Bild an, und der Himmel gebe, daß es ein Werk des großen Rafael ſelber ſein und Euch funfzigtauſend Scudi ins Haus bringen möge. Gehabt Euch wohl und grüßt mir Eure gute Frau, und dankt ihr einſtweilen in meinem Namen, daß ſie eine ſo gute Meinung von meinem Kunſtverſtändniß gefaßt hat.

Die Stunden der Sieſta waren kaum vorbei, als der Dichter aus dem Portal der Caſa Leopardi trat und auf die niedrige Thür des Nachbarhauſes zuſchritt. Hinter einem viereckigen Schiebfenſter neben dem Eingang kündigten ein paar Hüte in der Form, wie ſie die Gebirgsbewohner tragen, den Laden des Hutmachers an, und auf einem ſchwarzen Schilde mit weißen Buchſtaben über dem Thürſims ſtand der Name. Der Meiſter ſelbſt ſchien den Tag, an welchem ſeinem niedern Dache die Ehre dieſes Beſuchs widerfahren ſollte, als einen Feiertag anzuſehen; er ſaß in vollem Anzuge auf dem Steinbänkchen neben der Thür, ſtand ſofort höflichermaßen auf und geleitete ſeinen vornehmen jungen Gönner mit vielen Kratzfüßen ins Haus.

Wir haben dem Kinde gar nichts davon geſagt, raunte er Leopardi zu, als ſie im finſtern Hausflur die ſteile Treppe hinaufſtiegen. Sie iſt ſo curios, am Ende wäre ſie uns weggelaufen, und die Mühe, die Ew. Gnaden ſich geben, wäre umſonſt geweſen. Hier, rechts hinein, wenn Ihr die Gnade haben wollt. Ihr müßt vorlieb nehmen mit unſerer ſchlechten Einrichtung. Geringe Leute, lieber Herr Graf, geringe Leute, und wir haben beſſere Tage geſehen, und ſie könnten wiederkommen, wenn Alles ginge, wie es gehen ſollte.

In dem großen, aber niedrigen und kahlen Zimmer, deſſen Steinboden nur mit einer ellenbreiten Strohmatte bedeckt war, trat Nerina's Mutter ihnen entgegen und begrüßte den Beſucher mit anſtändiger Freundlichkeit. Sie war offenbar von beſſerer Herkunft und feinerem Blut, als ihr Mann; oder war

es nur, daß die Züge des ſtillen blaſſen Geſichts und die kohlſchwarzen, aber erloſchenen Augen an ihre Tochter erinnerten, jedenfalls hätte ihr Betragen keinem vornehmen Hauſe Unehre gemacht. Auch war ihre einfache Kleidung ſauber und ſtand der noch immer nicht verfallenen Geſtalt mit einer gewiſſen Zierlichkeit an.

Das Bild, das den Vorwand zu dieſem Beſuch hergegeben, hing im ſchlechteſten Lichte zwiſchen den beiden Fenſtern, die auf die Straße gingen. Gleichwohl fand Leopardi auf den erſten Blick, daß es der Mühe nicht lohnte, es herabzunehmen und am Balcon ſorgfältiger zu unterſuchen. Es war eine Schülercopie nach einer bekannten Madonna des Guido, die auf einem Hausaltar ihren Platz ganz wohl ausfüllte, ſonſt aber ſich über ihre ruhmloſe Verbannung in das Haus eines kleinen Bürgers von Recanati nicht beklagen durfte.

Er habe es wohl gedacht! ſagte der Beſitzer achſelzuckend, indem er mit einem Tüchlein den verſtäubten Rahmen ein wenig blank putzte. Etwas Gutes verirre ſich nicht zu ihm; er ſei einer von Denen, die nie den Löffel hätten, wenn es Brei regne; wenn ſeinetwegen ein Wunder geſchähe, ſo wäre das das größte Mirakel von allen; übrigens würde er darum nicht klagen, wenn nur ſonſt —

Er verſtummte, da eben die Thür ſich aufthat und das Mädchen hereintrat. Sie hatte in der That nicht erfahren, wer kommen ſollte, denn ſie zeigte ſich ganz, wie ſie immer im Hauſe herumging, in einem ausgewachſenen Röckchen, das nur eben bis an die

ſchlanken Knöchel reichte, über dem Mieder ein leichtes Tuch kreuzweis um Hals und Buſen geſchlagen, die Arme darunter bloß. Auch erröthete ſie und that einen leiſen Schrei, als ſie Leopardi bei den Eltern ſtehen ſah. Aber ſie beſann ſich ſogleich, ſtrich nur einmal mit der Hand über die Haare und trat dann unverlegen näher. Er fand ſie noch reizender in ihrer Haustracht; auch ſchien ihm das Geſichtchen heute voller und alle Farben friſcher, da er es mit den gealterten Zügen der Mutter verglich. Und wie hell und ſchalkhaft klang ihr Lachen, als ihr der Vater das Märchen von dem Bilde vortrug, das er für was Apartes gehalten, und nun habe der Herr Graf ihm geſagt, es ſei nicht eben viel Aufhebens werth.

Habt Ihr nicht in Ancona die Bilder geſehen im Dom, Babbo? ſagte das Mädchen. Da konnte man doch ſehen, was ſchöne Meiſterſtücke ſind. Mir aber iſt unſer Bild dennoch lieb. Ich habe es ſchon immer betrachtet, wie mich die Mutter noch auf dem Arm trug. Und ſpäter, wenn mir etwas weh that, iſt mir immer wohler geworden, wenn ich die Augen recht ſtill darauf richtete. Nicht wahr, Mamma, wir geben es nicht her um viel Geld? Und zum Glück will es ja auch Niemand haben.

Die Mutter, die nicht ein Wort geſprochen, aber das Kind mit einem langen Blick kummervoller Liebe angeſehen hatte, ging jetzt hinaus. Nach fünf Minuten öffnete ſie wieder die Thür und rief ihrem Manne, er möchte doch einen Augenblick hinunterkommen, es ſei Jemand da, der eine Beſtellung zu machen habe.

Der Meiſter entſchuldigte ſich bei ſeinem Gaſt und verließ das Gemach. Leopardi war mit dem Mädchen allein.

Er hatte ſich in den Stunden über Tag mit nichts Anderem beſchäftigt, als wie er die Rolle eines Beichtigers, die ihm aufgedrängt worden, auf die unbefangenſte Art durchführen ſolle. Nun verließ ihn, dieſen argloſen Augen gegenüber, all ſeine künſtliche Ueberlegung.

Nerina, ſagte er und faßte ihre Hand, haſt du ein wenig Zutrauen zu mir?

O, viel! erwiderte ſie und ſah ihm mit einem Blick reinſter Hingebung in die Augen.

Ich weiß es, meine kleine Freundin, fuhr er fort. Und darum bin ich herübergekommen, um Etwas mit dir zu beſprechen, was mir Sorge macht. Du haſt ſo gute Eltern, Nerina. Liebſt du ſie nicht?

Sie nickte nur, aber recht ernſtlich und lebhaft, und legte dabei die Hand aufs Herz.

Wenn du ſie aber liebſt, wie ſie es verdienen, warum betrübſt du ſie denn? Dein Vater hat mir erzählt, daß du verlobt geweſen ſeieſt mit einem ſehr braven jungen Menſchen, und daß dieſe Heirath ein Glück für euch Alle wäre. Warum haſt du nun plötzlich Alles umgeſtoßen und willſt nichts mehr von dieſem Bräutigam wiſſen und ſagſt nicht einmal der Mutter einen ordentlichen Grund, warum du plötzlich deinen Sinn geändert haſt?

Bei den erſten Worten, die ihre Verlobung berührten, hatte ſie ſich abgewendet und den Kopf auf die Bruſt ſinken laſſen. Er ſah, wie es ſie heftig an-

griff, daß er auf dieſe Sache zu ſprechen kam. Hat mich der Vater verklagt? brachte ſie endlich mit ſtockender Stimme hervor.

Er liebt dich, Nerina, und möchte dich gern glücklich ſehen, und betrübt ſich, weil du nichts von dem Glück wiſſen willſt, das er dir auserſehen hat.

Ein Glück für mich! — und ſie kehrte ihm das über und über glühende Geſicht wieder zu. O wenn Ihr wüßtet, Signor Contino! — Aber wozu davon reden? Ihr könnt die Dinge doch nicht anders machen, als ſie ſind. — Und doch — Ihr allein — von Euch allein hab' ich's ja, daß das kein Glück wäre — keins für mich — wenn es auch dem babbo und der mamma ſo ſcheinen mag — denn Keiner iſt ja dem Andern gleich, und Jeder will doch nur ſein Glück — iſt es nicht ſo, Signor Giacomo?

Du haſt Recht, Kind, und ich, wahrlich, ich werde dir nicht Unrecht geben. Auch mir muthet man zu, glücklich zu ſein mit dem, was vielleicht Andere tröſten könnte. Aber wo hätte ich dich das gelehrt? Wann haben wir je von Liebesſachen geſprochen?

Sie ſchüttelte den Kopf. Geſprochen nicht! Aber doch weiß ich es nur von Euch, was Liebe iſt. O, Herr Giacomo, Ihr werdet mich verachten, daß ich mir das erſt von einem Dichter hab' müſſen ſagen laſſen. Aber ſeht, wie der Antonio zuerſt nach Recanati kam, war ich noch ſo viel jünger und kindiſcher, und weil er mir Bänder und Tüchlein und eine Kette von Korallen ſchenkte und ſelbſt ſo hübſch gekleidet war, auch ſingen und tanzen konnte, beſſer als die andern jungen Leute hier oben, da glaubte ich, ich

könnte recht von Glück ſagen, wenn ich ſeine Frau würde, und ich hätte ihn lieb. Obſchon — auch damals gleich merkt' ich, daß er mir gar nie fehlte, wenn er nicht da war, und daß mir die Zeit nur länger war, bis er wieder ging. Aber ich dachte, das ſei nur, weil ich mich vor ihm ſcheute und ſchämte; ich ſei eben noch ein zu kindiſches Ding, um eine Liebſchaft zu haben, wie die größeren Mädchen. Aber dann, wie er ſchon lange wieder fort war und ſchrieb mir die ſchönſten Liebesbriefe, die wenigſtens der Mutter ausnehmend wohlgefielen, da war's, vor drei Monaten, daß die Sofia mir Eure Gedichte lieh, und da —

Sie ſtockte einen Augenblick. Dann aber, die Augen feſt auf das alte Bild geheftet, fing ſie an, während eine liebliche Glut ihre Wangen färbte, die Verſe herzuſagen:

Ich weiß den Tag, da ich zum erſten Mal
Den Kampf der Liebe ſtritt und zu mir ſprach:
Iſt das die Liebe, weh, wie ſchafft ſie Qual!

Am Boden haftete der Blick, doch ach,
Ich ſah nur Sie, die mit unſchuld'gem Triebe
Zuerſt ſich Bahn zu dieſem Herzen brach.

Wie ſchlimm mißhandelt haſt du mich, o Liebe!
Warum nur ſtürzt uns dieſe ſüße Luſt
In ſolcher Schmerzen ſehnliches Getriebe!

Nicht ſanft, nicht freudig ward ich mir bewußt
Der neuen Macht. Sie kam mit Weh' und Klagen
Und ſchnürte mir mit dunkler Angſt die Bruſt . . .

Wie leibhaft ſtand die reizende Geſtalt
Im Finſtern da, und ob ich auch die Lider
Zudrückte, ſie erblickt' ich tauſendfalt.

Wie floß mit ſüßem Grau'n durch meine Glieder
Verworr'ne Glut, wie wogten ohne Stocken
Gedanken durch den Sinn mir auf und nieder . . .

Und dann die Stelle, wißt Ihr:

Wach lag ich noch in frühen Morgenſtunden,
Da ſtampfend ſchon an unſres Hauſes Thor
Die Räuber meines Glücks, die Roſſe, ſtunden.

Und ich, verzagt und ſtumm, ein blöder Thor,
Hielt zum Balcon hin in den Finſterniſſen
Umſonſt mein Aug' und mein begierig Ohr,

Ob ich noch einmal, eh' ſie würd' entriſſen,
Die Stimme hörte, die geliebte, traute,
Die Stimme nur! Mehr ſollt' ich ewig miſſen.

Doch immer trafen nur gemeine Laute
Mein zweifelnd Ohr; ein Fröſteln fiel mich an,
Indeß ich kaum zu athmen mir getraute.

Und als die theure Stimme endlich dann
Mir an die Seele drang und von den Roſſen
Und Rädern ſchlug der Lärm zu mir hinan,

Da, nun verwaiſ't, die Augen feſt geſchloſſen,
Vergrub im Pfühl ich zuckend mein Geſicht,
Die Hand aufs Herz gepreßt, in Gram zerfloſſen.

Dann, wankend unter meines Grams Gewicht,
Schleppt' ich mich dumpf durchs ſchweigende Gemach
Und ſprach: Was nun auch kommt, es rührt dich nicht!

Und bitterlich ward die Erinnrung wach
In meiner Bruſt, für jedes Bild verſchloſſen,
Für jede Stimme, die zum Herzen ſprach.

Ein öder Schmerz war über mich ergoſſen,
Wie wenn der Regen weit und breit ins Land
Herniederrieſelt, traurig und verdroſſen.

Noch hatt' ich dich, o Liebe, nicht gekannt,
Und achtzehn Sommer lebt' ich bis zum Tage,
Wo ich mit Thränen deine Macht empfand! — —

Aber Ihr werdet mich für eine Närrin halten, unterbrach ſie ſich plötzlich. Ich wiederhole Euch da Eure eigenen Verſe und noch dazu ſo ungeſchickt, wie ich bin, denn ich weiß gar nicht, wie man ſo ſchöne Worte herſagen muß; man ſollte ſie nur immer ſingen, wie die Riſpetti, nicht wahr? nur mit einer viel, viel ſchöneren Melodie. O, Herr Giacomo, wie ich dies Gedicht von der erſten Liebe zuerſt las, da wurde mir zugleich ſo froh und ſo traurig wie nie zuvor. Ich wußte auf einmal, daß ich Antonio nie geliebt hatte und nie lieben würde, und das ängſtigte mich, denn es that mir leid um ihn und um mich. Zugleich aber fühlte ich auch, was für eine Paradieſeswonne man erleben müßte, wenn man wirklich liebt; denn ſchon im im bloßen Denken daran und wenn ich wieder und wieder las, wie Euch zu Muth war, als Ihr dieſe bitteren Wonnen zuerſt erlebt, — nein, es war eine Seligkeit über alle irdiſchen Freuden, und was ſie mir ſonſt als ein Glück vorgeſtellt, das mir Antonio bereiten würde, wenn ich ſeine Frau wäre, — nicht den Finger hätte ich danach ausſtrecken mögen, geſchweige meine beiden Arme!

Sie ſah mit erhobenen Augen durch das Fenſter gegen den Himmel, von dem ein kleines Stück über das Dach hereinblaute. Ihn ſelbſt, zu dem ſie Alles ſagte, trafen ihre Blicke nicht; es war, als ſpräche ſie nur mit ſich allein und ſeinem Genius, der ihr aus den Verſen wieder nahe getreten, aber kein Zuhörer

in Fleiſch und Blut ſtände neben ihr. Und er war zu tief bewegt, um ſie an ſeine Gegenwart zu erinnern. Nie waren ſeine eigenen Worte ihm ſo ſchön erſchienen, wie auf ihren Lippen, von einem ſo dunklen Ton getragen, als kehrten ſie aus weiter Ferne, wie der Ruf eines zarten Echo's, zu ſeinem Herzen zurück.

Und ſo kam es! fuhr ſie mit einem ſchwermüthigen Kopfnicken fort. So hab' ich ihn mit Zittern wiedergeſehen, und Nichts hat ſich in mir geregt, als die namenloſe Angſt, daß ich ihn niemals lieben würde. Einen Grund hätt' ich der Mutter ſagen ſollen? Ich hatte keinen andern, und den ſagt' ich ihr, aber ſie wußte nicht, was ich meinte. Sie iſt ſo gut, und holte mir gern die Sterne vom Himmel, wenn ſie könnte, aber doch will ſie mir ein Glück ſchaffen, das mich zu Grunde richten würde. Ich hab' es ihr zu erklären geſucht; darauf hat ſie zu dem Gevatter geſchickt, dem Chirurgen, der hat geſagt, ſie ſollten mich noch eine Weile in Ruhe laſſen, es würde ſich von ſelber geben. Ich glaubte es gleich damals nicht — und jetzt — jetzt weniger als je!

Sie trat von ihm weg an das Fenſter und bog ſich hinaus; die Wangen brannten ihr, und ſie fächelte ſich Kühlung zu mit dem Zipfel ihres Buſentuchs. Indeſſen hatte er Zeit gehabt, ſich zu faſſen und das zu überlegen, was er ihr zu ſagen für ſeine Pflicht hielt.

Liebſte Nerina, fing er zögernd an, es thut mir leid, daß ich dies Unheil mit verſchuldet habe durch die unſeligen Verſe. Aber ſieh, Kind, ich bin damals

in einem andern Fall geweſen, als du; ich wurde nicht geliebt, wie du, da wächſ't dann die einſame Glut zu ſo heftiger Flamme an, daß ſie hernach auch ganz Fremde mit anſteckt. Wenn aber die Liebe erwiedert wird, bleibt ſie ein ſanftes Feuer, welches das Herz erwärmt und belebt und das Haus und den Herd traulich macht und von Jahr zu Jahr wohler thut, und nur weh in der letzten Stunde, wenn Eins früher als das Andere aus der Welt gehen muß. Du ſollteſt deinem Schutzengel danken, Nerina, daß er dich vor einem ſo wilden Brande bewahren möchte, wie er aus dieſen Verſen lodert. Sieh mich an, und frage dich, ob dir ein Glück beneidenswerth ſcheint, das den, der es beſitzt, völlig verzehrt und erſchöpft, ſein Geſicht ausgedorrt und ſeine Glieder entkräftet hat. Und es iſt noch gütig von der Natur, daß ſie nur Wenigen dies Loos zuertheilt, ſo leidenſchaftlich ſich verzehren zu müſſen. Viele Tauſende erfahren es nie, was in der Bruſt eines unglückſeligen Poeten für ſüße Qualen ſich regen, und wenn ſie den feuerſpeienden Veſuv von ferne donnern hören und die Glut aus ihm hervorbrechen ſehen, mögen ſie an ihrem ſtillen Herde ſich ſegnen, daß ein wohlthätiges Feuer darauf brennt, das ihnen und den Ihrigen Wärme und Nahrung ſpendet, ohne ihre Hütte zu verwüſten. Sieh, mein theures Kind, ſo wird es auch dir ergehen, wenn du nicht dieſen gefährlichen Träumen nachhängſt, ſondern annimmſt, was das Leben dir Gutes bietet. Wer weiß, ob du nicht, wenn du es verſchmähſt, alt und grau wirſt und immer einſam bleibſt, und immer warteſt, ob dich nicht eine Leidenſchaft ergreifen möchte,

und niemals kommt Der, der ſie in dir erwecken könnte, und ſtatt deſſen kommt der Tod, und du haſt dein Leben verſäumt!

Er hatte ihre Schulter berührt und ſie ſacht vom Fenſter zurückgezogen. Plötzlich wandte ſie ſich nach ihm um und ſtürzte ihm an den Hals, in Thränen ausbrechend und das glühende Geſicht an ſeiner Schulter verbergend.

Er erſchrak heftig. Einen Augenblick drohten ihm die Sinne zu vergehen.

Er hielt die heftig zuckende Geſtalt an ſeine Bruſt gedrückt, ſein Mund ruhte auf ihrem weichen Haar, das Herz wollte ihm ſpringen vor Weh und Wonne.

Dann kehrte ihm die Beſinnung zurück, zugleich mit einem Gefühl ſchneidenden Schmerzes, das ihn eiſig durchſchauerte.

Nerina, flüſterte er, mit Heldenſtärke ſich aufrichtend, mein armes, armes Herz, was thuſt du? Zu mir flüchteſt du dich in deinem Kummer? Ich — ich Armſeliger — ich vom Glück Gemiedener — ein ruheloſer Flüchtling von einem Ort der Qual zum andern! — Komm! Komm zu dir! Sei ſtark, meine kleine Freundin! nimm dein Herz in deine Hände, eh' es dir ausbricht aus der zarten Bruſt! Nie werde ich vergeſſen, was mir dieſe bittere Stunde an Seligkeit beſchert hat, nie werde ich dein Bild aus dem tiefſten Herzen verlieren, Nerina, und doch — es muß ſein! wir müſſen ſcheiden, heute noch, und für immer!

Sie ließ ihn plötzlich mit einem krampfhaften Schauder, wie wenn ſie ſich an eine Leiche geklammert

hätte, aus ihren Armen. Ihr Geſicht, das er ganz dicht vor ſich ſah, war völlig entfärbt, ihre Lippen geöffnet, aber die weißen Zähne auf einander gepreßt, als ob ſie einen Schrei zurückzuhalten hätten.

Ich muß fort, wiederholte er langſamer. — Die Worte koſteten ihn eine unſägliche Mühe. — Ja wohl, Liebſte, mein Verhängniß will es ſo. Wir werden uns nie wiederſehen. Aber damit ich nicht in alle Zukunft dein Angedenken mit mir trage, wie eine mahnende Stimme der Schuld und Reue, verſprich mir Eins, Nerina.

Sie ſah ihn unverwandt an, und nur ein faſt unmerkliches Bewegen der ſchwarzen Wimpern ſagte ihm, daß ſie hörte, was er ſprach.

Verſprich mir, wenn ich nun fort bin, daß du dir Mühe geben willſt, dich in das Leben zu finden, wie es Tauſende thun. Ich muthe dir nicht zu, deinem Herzen Gewalt anzuthun. Aber du biſt jung, Nerina, und das Leben verwandelt uns wunderſam, und wenn wir die Tage nur machen laſſen und uns nicht ſelbſt gegen ihre Macht verſtocken, — es werden Dinge möglich, die wir vor Jahr und Tag nicht zu *denken* vermocht haben, und Manches beglückt uns einſt, was wir erſt mit Abſcheu von uns gewieſen haben. Nur daß du der Zeit Zeit laſſen willſt, nicht eigenſinnig dich in deine Träume einſpinnen, daß du bedenken willſt, wie elend du *mich* machen würdeſt, wenn ich dich einſt nicht glücklich denken dürfte, nur das verſprich mir, meine geliebte Schweſter. Willſt du das, Nerina?

Er hielt ihr die Hand entgegen; ſie berührte ſie

aber nicht. Eine Weile ſchien ſie nachzudenken, dann erſchütterte ein tiefer Seufzer die ſchlanke Geſtalt, und ſie ſagte mit einer Stimme, die ihm durch die Seele ging:

Ich will es verſuchen — um Euretwillen! — Lebt wohl!

Dann ſchritt ſie langſam an ihm vorbei, ohne ſich noch einmal nach ihm umzuſehen, und verließ das Zimmer.

Der Vater kam wieder herein, die Mutter folgte ihm. Sie fanden Leopardi am Fenſter ſtehend, ſo tief verſunken, daß er ſie lange nicht bemerkte.

Als er ſich endlich beſann, wo er war, und den umflorten Blick aufhob und die Geſichter der guten Leute erkannte, die mit ehrerbietiger Zurückhaltung abwarteten, was er ihnen mitzutheilen hätte, zwang er ſich mit äußerſter Mühe, freundlich und gelaſſen zu erſcheinen, ſagte ihnen, daß ſie die Hoffnung nicht aufgeben ſollten, es werde ſich noch Alles zum Guten wenden; nur gedulden ſollten ſie ſich, das Mädchen nicht drängen und ängſtigen; es ſei ein wunderſames Kind, es werde immer das Rechte und Rechtſchaffene thun, wenn man es gewähren laſſe, — es habe ein Herz von Gold und einen Geiſt ſo rein wie die Himmelsluft.

Und nun gab er Beiden die Hand; der Mutter ſtanden die Thränen in den Augen. Der Vater geleitete ihn mit vielen Betheuerungen ſeines Dankes bis zum Portal des gräflichen Hauſes zurück; als Leopardi ſich von ihm verabſchiedete, warf er einen

Blick auf das Fenſterchen oben, an welchem der Nelkenſtock blühte. Es war feſt geſchloſſen.

Es öffnete ſich auch nicht am Abend und nicht in der Nacht. Nur als am frühen Morgen der Wagen vorfuhr, der den jungen Grafen hinwegführen ſollte, erſchien ein blaſſes Geſicht oben hinter den Scheiben. Der Scheidende, nachdem er ſich aus den Umarmungen der Seinigen geriſſen hatte, bog ſich im Fortfahren noch einmal aus dem Wagen und ſah nach dem kleinen Fenſter zurück. Als er die Hände erblickte, die ihm nicht nachwinkten, ſondern ſtill in einandergelegt auf dem Fenſterſims ruhten, ſchnitt der Schmerz dieſes Abſchiedes auf Nimmerwiederſehn ihm wie mit Meſſern durchs Herz. Er warf ſich in den Wagen zurück und verbarg die überquellenden Augen in ſeine Hände.

Es hatte ihn keine geringe Mühe gekoſtet, Vorwände zu erſinnen, die ſeine übereilte Abreiſe vor den Eltern rechtfertigten. Nur das Verſprechen, daß er zurückkehren würde, ſobald die dringenden Geſchäfte, die ihn nach Florenz riefen, abgethan ſeien, hatte ihm endlich Urlaub erwirkt.

Er konnte ſein Verſprechen nicht halten. Eine ſchwere Krankheit erbarmte ſich ſeiner und umhüllte ihm wochenlang das Bewußtſein. Als er endlich zum Gefühl ſeines Unglückes wieder genas, brach ein früher Winter herein, und es war nicht daran zu denken, daß er in die rauhe Höhe ſeiner Heimath zurückkehrte. Er ſchleppte ſich nach Piſa und verbrachte dort die Jahreszeit, die ihm immer am feindlichſten war, unter trefflichen Menſchen, die ihn zu ſchätzen wußten und

Alles thaten, ſeine Leiden zu lindern. Er lächelte wehmüthig zu dieſen Bemühungen. Wußte er doch, daß Alles, was zu gewinnen war, nur eine neue Ruhepauſe ſeiner körperlichen Anfälle ſei, in welcher ſeine Seele um ſo ungeſtörter ihrem Gram um das ewig Verſagte nachhängen konnte.

Er ſchrieb fleißig an die Seinigen. Doch ſelbſt in den Briefen an die Schweſter Paolina wollte ihm die Frage nicht aus der Feder, was Nerina mache. War es die Scheu, ſein Geheimniß preiszugeben? oder die Furcht vor der Antwort, die, wie ſie auch lauten mochte, ſeine Wunde von Neuem aufreißen mußte?

Gegen das Frühjahr endlich faßte er ſich doch ein Herz, und in einer langen Liſte von kleinen Erkundigungen nach allerlei Bekannten von Recanati ließ er auch die Frage mit einfließen, ob ihre kleine Nachbarin noch ſo hübſche Lieder ſinge, oder ob ſie etwa nach Ancona übergeſiedelt und glücklich unter die Haube gekommen ſei.

Schweſter Paolina ſchrieb zurück, alle Anderen ſeien wohlauf und ließen ihn aufs Schönſte grüßen und hofften, er werde bald in Perſon den Beweis liefern, daß auch berühmte Leute die Luft von Recanati ertragen könnten. Was die kleine Sängerin im Nachbarhauſe betreffe, ſo ſei ihre Stimme ſeit dem Sommer ſchon verſtummt, und in den erſten Frühlingstagen habe man das arme Kind hinausgetragen an die Stätte des ewigen Schweigens. Ihre Bruſt ſei zu ſchwach geweſen für die hellen Töne, die ſie gern angeſtimmt. Es ſei eine große Trauer um ſie geweſen

in der ganzen Stadt; Jedem ſcheine ſie nun zu fehlen, obwohl Keiner vorher viel von ihr gewußt habe. Aber ſie nur zu ſehen habe Jedem wohlgethan, und nun ſei wieder eine Geſtalt weniger vorhanden, die dem alten, häßlichen Häuſerhaufen (auch Paolina verabſcheute ihren Geburtsort) für Menſchen, die das Schöne lieben, zum Schmuck gereicht habe.

Als Leopardi dieſe Botſchaft empfangen, ſchloß er ſich mehrere Tage ſelbſt gegen ſeine Vertrauteſten ab. Niemand ahnte den Grund. Niemand als der Schweſter hat er je ſein Herz über dieſes Schickſal geöffnet.

Und auch dieſe Wohlthat, ſich ihrer mitempfindenden Seele zu vertrauen, genoß er erſt im folgenden Jahre. Er fühlte in ſich nicht früher die Kraft, den Ort wiederzuſehen, der ihm jetzt mehr als je das Grab all ſeiner Jugendhoffnungen war.

Als er ſein Zimmer in Recanati zuerſt wieder betrat, war er zu feige, die Thür des Balcons zu öffnen und nach dem Fenſter hinüberzublicken. Er verbrachte die Nacht in dumpfer Trauer. Am Morgen, nachdem ihn kaum ein kurzer Schlaf ein wenig gekräftigt hatte, klopfte es wieder wie damals an ſeine Thür, und wieder trat der Nachbar Luigi bei ihm ein; doch ſah er aus, als ob zehn Jahre zwiſchen dem Heute und dem Damals lägen. Das ehrliche Geſicht war tief gefurcht, die ſtruppigen Haare ergraut, der Anzug vernachläſſigt.

Er entſchuldigte ſich mit einer Stimme, die barſch und müde klang, daß er den Herrn Grafen noch einmal beläſtige. Doch habe er einen Auftrag an ihn, der es ihm zur Pflicht mache. Sein Kind — der

Herr Graf werde ſich wohl noch entſinnen, er habe ja ſelbſt eine ſo gute Meinung von der Nerina gehabt — nun, der Herrgott habe wohl auch eingeſehen, daß ſie zu gut für dieſe Welt ſei, er habe ſie in ſein ewiges Paradies eingehen laſſen. Alle menſchliche Mühe und Pflege ſei umſonſt geweſen, auch eine Krankheit habe man nicht eigentlich an ihr bemerkt, ſie ſei ſo hingeſchmolzen und vergangen an den erſten Strahlen des April, wie der weiße Schnee auf dem Felde. Ganz ſo rein ſei ſie auch geweſen, nur nicht ſo kalt; denn je näher ihr Ende gekommen, je mehr habe ſie ſich Mühe gegeben, ihrer Mutter und ihm alles Liebe und Gute anzuthun. Zuletzt ſei es übermenſchlich geweſen, welch ein Herzweh ſie um das liebe Kind ausgeſtanden hätten, das immer ſanfter und heiterer geworden. In der letzten Nacht habe ſie die Mutter an ihr Bett gerufen und ſie gebeten, wenn ſie nun todt ſei und der Graf Giacomo komme einmal wieder herauf in die Stadt, ſo möchte ſie ihm dies Täſchchen geben und ihn von der Nerina grüßen. Die Mutter habe ihr das heilig angeloben müſſen; ſie wüßten ja auch, wie viel Reſpect und Zutrauen das Kind immer für den Herrn Grafen gehabt habe. Auch habe man auf ihr Bitten das kleine Büchlein mit ſeinen Canzonen ihr unter das Kiſſen legen müſſen, auf dem ſie nun den letzten Schlaf bis zur Auferſtehung ſchlafe. Und hier ſei das Täſchchen; ſein armes Weib habe ſich nicht getraut, es dem Herrn Grafen ſelbſt zu überbringen. Es greife ſie noch immer ſo hart an, von dem Kinde zu reden.

Er wickelte aus einem leinenen Tuch, das er in

der Bruſttaſche bei ſich trug, ein kleines, viereckiges Täſchchen heraus, das er dem Tieferſchütterten übergab. Es war kunſtreich aus ſchwarzen Seidenläppchen zuſammengenäht, die Ränder mit goldenen Schnürchen eingefaßt, auf der einen Seite ein Kranz von kleinen Lorbeerblättern aus grüner Seide geſtickt, ein L aus Goldfäden in der Mitte. Drinnen aber ſteckte, ſorgfältig zuſammengelegt und ganz rein gehalten, das Blatt, auf welchem Leopardi an jenem Abend ihr die Strophe aufgeſchrieben, die er am Hügel gedichtet. Die letzte Zeile war mit einem feinen Bleiſtift dreimal unterſtrichen, als ob ſie ihn hätte wiſſen laſſen wollen, wie gern und oft ſie die Worte nachgeſprochen:

„Und ſüß iſt mir's, in dieſem Meer zu ſcheitern!“

Als der Abend kam und das Siebengeſtirn wieder über der ſchlafenden Stadt leuchtete, ſaß Leopardi auf dem Balcon, die Mappe auf den Knieen, in der er — mit welchen Schauern der Erinnerung! — erſt heute jenen langen Herzenserguß wiedergefunden hatte, den Zeugen der glücklichen Nacht, da er noch einmal an ſeine Jugend glaubte. Das Nelkenſträußchen lag dabei, die Blumen waren dürr und gebräunt, die Schnur aus den ſchwarzen Haaren glänzte noch an dem Licht der Lampe, als er ſie aufhob und betrachtete. Das Alles hatte er damals zurückgelaſſen, als er ſo eilig floh. Nun verſchärfte es ſeine Schmerzen.

Wie es Mitternacht ſchlug, kam eine Stille über ihn. Er nahm das Blatt und ſchrieb unter die lange Beichte ſeiner „Erinnerungen“ noch die folgenden Verſe:

Und du, Nerina! Reden denn nicht auch
Von dir all dieſe Stätten? Wie? Du wärſt
Mir aus dem Sinn geſchwunden? Wohin gingſt du,
Daß ich hier einzig nur dein Angedenken
Noch finde, Süßeſte? Ach, deine Heimath
Erblickt dich nimmer; jenes Fenſter dort,
Wo du mit mir geplaudert, drinnen jetzt
Sich nur ſo trüb der Strahl der Sterne ſpiegelt,
Iſt leer. Wo biſt du, daß ich deine Stimme
Nicht tönen höre, wie in jener Zeit,
Wo jeder ferne Laut von deinen Lippen,
Der zu mir drang, das Blut mir aus der Wange
Zum Herzen trieb? Vorbei Vergangen iſt
Dein Daſein, ſüßes Lieb; vergangen biſt du.
Nun kommt's an Andre, durch die Welt zu wandeln
Und dieſe duft'gen Hügel zu bewohnen.
O, raſch vergingſt du, und dein Leben war
Nur wie ein Traum! Als du dort tanzteſt, glänzte
Die Luſt dir an der Stirn, glänzt' in den Augen
Die ahnungsvolle Zuverſicht, das Licht
Der Jugend, — da verlöſcht' es das Geſchick,
Und ſtille lagſt du. Ach, Nerina, immer
Herrſcht noch in mir die alte Liebe. Oft
Bei Feſten, in Geſellſchaft ſprech' ich heimlich
Zu mir: O nicht zu Tanz und Feſten mehr,
Nerina, ſchmückſt du und geſellſt du dich! —
Und wenn der Mai kommt, grüne Zweig' und Lieder
Verliebte Knaben ihren Mädchen bringen,
Sag' ich: Nerina, nimmer kehrt für dich
Der Frühling wieder, nie die Liebe wieder!
An jedem heitern Tag, bei jeder Flur
Voll Blumen, jeder Freude, die ich fühle,
Sag' ich mir: Ach, Nerina freut ſich nimmer,
Sieht Erd' und Himmel nicht! — Du gingſt dahin,
Mein ew'ger Seufzer, gingſt dahin! und mir
Bleibt treu geſellt bei allen lieblichen
Gefühlen, allem Süßen, Trüben, Theuren,
Was mich bewegt, ein herbes Angedenken!

Gedichte.

Widmung.

(Vor der erſten Florentiner Ausgabe der Gedichte, vom Jahre 1831.)

An meine Freunde in Toscana.

Meine theuren Freunde, euch ſei dieſes Buch gewidmet, in welchem ich, wie man es oft mit der Poeſie verſucht, meinen Schmerz zu verklären ſuchte und mit dem ich jetzt — ich kann es nicht ohne Thränen ausſprechen — von der Literatur und meinen Studien Abſchied nehme. Ich hoffte, dieſe theuren Studien würden der Troſt meines Alters ſein, und glaubte durch den Verluſt aller anderen Freuden, aller anderen Güter der Kindheit und des Jünglingsalters mir ein Gut erkauft zu haben, das mir durch keine Gewalt, kein Unglück wieder entriſſen werden könnte. Aber ich war kaum zwanzig Jahre alt, als jene Schwäche der Nerven und Eingeweide, die mir das Leben zerſtört und mich doch den Tod nicht hoffen läßt, jenes einzige Gut mir mehr als zur Hälfte ſchmälerte und es mir ſpäter, in meinem achtundzwanzigſten Jahre, völlig und, wie ich jetzt glauben

muß, auf immer raubte. Ihr wiſſt ja, daß ich dieſe Blätter nicht ſelbſt habe leſen können und zu ihrer Correctur mich fremder Augen und fremder Hand bedienen mußte. Ich mag nicht mehr klagen, meine Theuren; das Bewußtſein von der Größe meines Unglücks verträgt ſich nicht mit Jammern und Wehklagen. Ich habe Alles verloren; ich bin wie ein dürrer Stamm, der fühlt und leidet. Nur euch habe ich in dieſer Zeit gewonnen! Eure Geſellſchaft, die mir meine Studien, alle Freuden, alle Hoffnungen erſetzen muß, würde faſt meine Leiden aufwiegen, wenn mir nicht eben jenes Siechthum verwehrte, ſie ſo wie ich möchte zu genießen, und wenn ich nicht wüßte, daß mein Schickſal mich bald genug auch dieſer Wohlthat berauben, mich zwingen wird, den Reſt meiner Tage, von allem Behagen eines civiliſirten Lebens entfernt, an einem Orte zuzubringen, wo die Todten viel beſſer wohnen als die Lebenden. Eure Liebe indeſſen wird mir immer folgen und mir vielleicht auch treu bleiben, wenn mein Leib, der ſchon nicht mehr lebt, zu Aſche geworden iſt. Lebt wohl!

Euer

Leopardi.

I.

An Italien.

(1818.*)

Mein Vaterland, ich ſeh' die Mauern ragen,
Die Bogen, Säulen, Bildniſſe, die leeren
Thürme der Väterzeit;
Doch ſeh' ich nicht den Ruhm,
Den Lorbeer und das Schwert, die ſie getragen,
Die großen Ahnen. Machtlos, dich zu wehren,
Mit nackter Bruſt und Stirne trägſt du Leid.
Weh, welche Wunden ſeh' ich
Und Todesbläſſe! Muß ich ſo dich ſchauen,
Du aller Frauen ſchönſte? Sagt, o ſagt,
Euch, Erd' und Himmel, fleh' ich:
Wer hat ihr das gethan? und wer — o Grauen! —
Belaſtet' ihr mit Ketten beide Arme,
Daß ſie gelöſ'ten Haars, von Gram zernagt,
Am Boden ſitzt, verlaſſen, ſchleierlos,
Und ihr Geſicht, die Arme,
Im Schooße birgt und weint?
Ja, wein', Italien! Du haſt Grund zu weinen;
Dir fiel das herbe Loos,
An Glück und Elend unerreicht zu ſcheinen!

Und wären deine Augen Waſſerbäche,
Nie könnteſt du mit Zähren
Den Abgrund füllen deiner Noth und Schmach.

---

*) Die Jahreszahl bedeutet das Jahr der erſten Veröffentlichung.

Die Herrin war, nun trägt ſie Magdgewand.
Wer ſchriebe oder ſpräche
Von dir, der nicht, gedenk der alten Ehren,
Wehklagte: Klein ward, die wir groß genannt!
Warum? Warum? Ging deine Kraft in Stücke?
Wo ſind die Waffen, wo dein Siegerglauben?
Wer nahm das Schwert dir ab?
Und welcher Macht gelang es, welcher Tücke,
Den Mantel dir zu rauben
Und deiner Stirn das goldne Band, du Schöne?
Wie ſtürzteſt du hinab
So tief von ſolcher Höh' und brachſt zuſammen?
Und Niemand ſchirmt dich? Keiner deiner Söhne
Steht für dich auf? Ha, Waffen! Ich allein
Will in den Kampf, will kämpfend für dich fallen;
Du aber, Herr, laß Flammen
Aus meinem Blut in alle Herzen wallen!

Wo ſind ſie, deine Söhne? Hör' ich nicht
Von Waffen, Schlachtruf, Pauken helle Klänge? —
Ach, fern von dir verſpritzen
Ihr Herzblut deine Kinder.
Auf, auf, Italien! Iſt's ein Traumgeſicht?
Nein! Dort zu Fuß, zu Roſſe — welch Gedränge
Und Rauch und Staub und heller Klingen Blitzen,
Wie Wetterſtrahl am Himmel!
Iſt dir's kein Troſt? Bang kehrſt du vom Gefechte
Die Augen ab, noch eh' Entſcheidung winkt?
Was ſoll dort das Getümmel
Italiſcher Jugend? O ihr ew'gen Mächte,
Dort kämpft für fremdes Land Italiens Schwert! —

Weh dem Unſel'gen, den der Krieg verſchlingt
Nicht kämpfend um die heimiſchen Gefilde,
Für Weib und Kind und Herd,
Nein, gegen Feinde Fremder
Und fern; nicht ſinkt er mit dem Rufe nieder:
O Heimath, hehr und milde,
Dies Leben, dein Geſchenk, — hier nimm es wieder!

Ihr holden, glücklichen, geprieſ'nen Tage
Der Vorzeit, wo in Schaaren
Das Volk zum Tod fürs Vaterland ſich drängte,
Und du, Theſſaliens Bergſchlucht, ſtets umflutet
Von Ruhmeshauch und Klage,
Wo Perſien und das Schickſal ſchwächer waren
Als jenes Häuflein, frei und hochgemuthet!
Hört nicht der Wandrer hier Geſträuch und Flut
Und Fels und Bergeshöhe ſich erzählen
Mit heimlich dunkler Stimme,
Daß hier die Schaar der Unbeſiegten ruht,
Die hochgeſinnten Seelen
Der ihrem Hellas heilig Zugeſchwor'nen?
Damals in feigem Grimme
Floh Xerxes durch den Hellespont zurück,
Ein Spott und Hohn den fernſten Nachgebor'nen,
Und von Antela's Hügel, wo im Tode
Die heil'ge Schaar ein ew'ges Leben fand,
Sah mit erhobnem Blick
Simonides hinaus auf Meer und Land.

Und beide Wangen überthaut von Zähren,
Die Bruſt beklemmt, indeß die Füße wanken,

Die Leier in der Hand,
Singt er: „O ihr Beglückten,
Die ihr die Bruſt preisgabt den Feindesſpeeren
Für ſie, der ihr das Leben habt zu danken,
Euch preiſ't die Welt, euch ſegnet Griechenland.
Wie heiße Liebe trieb
Euch junge Seelen fort in die Gefahr,
O welche Lieb' in euer herbes Loos!
Und wo, ihr Söhne, blieb
Das Todesgrauen, daß ihr jauchzend gar
Hinſtrömtet zu dem düſtern Felſenpaſſe,
Als ob zum Tode nicht, zum Tanze bloß,
Zu heitrem Mahl man euch geladen hätte?
Ihr aber zogt die Straße
Hinab zum Fluß der Todten,
Eh' ſcheidend Weib und Kinder ihr umfaßtet,
Da ihr auf hartem Bette
Ach, ohne Thränen, ohne Kuß erblaßtet!

„Doch erſt, nachdem ihr Züchtigung und Grauen
Und Schmach dem Feind gebracht.
Wie in der Rinderheerd' ein Löwe wüthet,
Bald auf den Stier ſich ſtürzt und ihm den Rücken
Zerfleiſcht mit wilden Klauen,
Bald hier, bald dort die Zähne braucht mit Macht,
So ſchlägt ins Heer der Perſer breite Lücken
Hellenengrimm, von hehrem Muth entbrannt.
Ha ſeht, wie häuptlings Roß und Reiter fallen,
Wie Wagen und Gezelt
In wirrem Sturz die Flucht der Perſer bannt
Und bebend, weit vor Allen,

Flieht mit gelöſ'tem Haarſchmuck der Despot.
Seht, wie vom Blut entſtellt,
Das ſie vergoſſen, Griechenlands Heroen
Den Perſern ſchaffen unermeßne Noth,
Eh' Mann an Mann, beſiegt von ſeinen Wunden,
Dahinſinkt in den Staub. Heil euch, ihr Helden!
Von eurer That, der hohen,
Wird Zung' und Griffel noch den Enkeln melden.

„Eh' wird, ins Meer geſtürzt, der Sternenreigen
Auslöſchend in der Tiefe Schlund verziſchen,
Bevor der Nacht zum Raube
So heller Ruhm erblaßte.
Eu'r Grab iſt ein Altar. Den Kindern zeigen
Dereinſt die Mütter hier die ewig friſchen
Spuren von eurem Blut. Und hier im Staube
Knie' ich, ihr Benedeiten,
Und küſſe dieſe Schollen, dies Geſtein,
Die unvergänglich heller Glanz verklärt
Durch alle Erdenweiten.
O läg' auch ich hier unten! Hätt' auch mein
Geopfert Blut getränkt die theure Erde!
Doch wenn ein feindlich Schickſal nicht gewährt,
Daß für mein Hellas brechend im Gefechte
Mein Aug' umnachtet werde,
So möge doch der keuſche
Ruhm eures Sängers blühn in fernſten Tagen
Durch Gunſt der Himmelsmächte,
So lang von euch man ſingen wird und ſagen!"

II.

Als man Dante in Florenz ein Denkmal ſetzen wollte.

(1818.)

Ob auch die weißen Schwingen
Der Friede breitet über unſer Land,
Wie ſoll'n Italiens Geiſter
Dem Bann der langen Schlafſucht ſich entringen,
Eh' nicht dies arme Volk ſich ſeiner alten
Urväter Vorbild wieder zugewandt?
Sorg, o Italien, wie
Du deine Todten ehrſt! Denn weit und breit
Biſt du verwaiſ't von ſolchen Hochgeſtalten,
Und Keiner lebt, dem Ehr' und Ruhm gebührt.
Schau rückwärts, o mein Vaterland, und ſieh
Die Schaar Unſterblicher aus alter Zeit,
Bis Schmerz in dir des Zornes Flamme ſchürt,
Denn ohne Zorn iſt thöricht heut der Schmerz.
Schau rückwärts, raffe dich empor voll Scham
Und ſtachle dir's das Herz,
Zu ſehn, wohin es mit den Enkeln kam.

Die Fremden, an Geberd' und Sprach' und Art
Verſchieden, wandelten am Arnoſtrande
Und forſchten, wo der Staub
Des Sängers ruhe, dem die Ehre ward,
Allein geſellt zu ſein dem Mäoniden,
Und hörten — o der Schande! —
Daß nicht allein, in fremdem Land begraben,

Nicht die Gebeine kehrten
Aus der Verbannung zu der Heimath Frieden,
Daß auch in deinen Mauern nicht ein Stein
Ihn ehrt, Florenz, ihn, deſſen hohe Gaben
Dich vor der Welt verklärten.
O ihr, die unſer Land nun wollt befrei'n
Mitleidig von der Schmach, der es verfallen,
Heil eurem edlen Werk, Heil euren Mühen,
Ihr Wackern! Dank von Allen,
Die noch in Liebe für Italien glühen!

Ja, Liebe zu der armen
Mutter Italien ſporn' euch an, ihr Theuren,
Zu ihr, für deren Schickſal
In keiner Bruſt mehr wohnet ein Erbarmen,
Seit ihr der Himmel Leid nach Glück verhängte.
Erbarmen, Söhne, fördre ſtets in euren
Gemüthern dies Beginnen
Und Grimm und Gram ob all der herben Qual,
Die Wang' und Schleier ihr mit Zähren tränkte.
Doch ihr, — wie ſoll mein Wort und Lied euch preiſen,
Daß nicht bedacht nur, Pläne zu erſinnen,
Nein, treubemüht mit Geiſt und Hand zumal
Ihr ew'gen Danks euch würdig wollt erweiſen,
Dies edle Werk zu frohem Ende führend!
In welchem Ton ſoll ich zu euch mich wenden
Und euren Eifer ſchürend
Euch neue Funken in die Seele ſenden?

Begeiſtern wird euch das erhabne Ziel
Und ſcharfe Stacheln in den Buſen drücken.

Wer ſchilderte den Sturm
Der Inbrunſt, wer das lodernde Gefühl?
Wer malt die ſtummverzückten Angeſichter,
Die Glut in euren Blicken?
Wie reicht' ein ſtammelnd Menſchenwort hinan,
Himmliſches auszuſprechen?
Fern bleibe der Profane! Seinem Dichter
Wird noch im Bild Italien Thränen weih'n.
Wie könnt' es je zerfallen, wie der Zahn
Der Zeit den Ruhm euch ſchwächen?
Ihr, die uns Troſt im Unglück durftet ſein,
Ihr himmliſch holden Künſte, lebt ja immer,
Und lindernd unſerm Volk den Fluch, den ſchweren,
Wollt ihr, ob auch in Trümmer
Italien ſank, den Ruhm Italiens mehren.

So komm' auch ich und bringe
Zu unſrer leidgebeugten Mutter Ehren
All was ich kann und habe,
Dies Lied, das ich zu eurem Werke ſinge,
Indeß des Meißels Schlag den Stein belebt.
O du, erlauchter Vater unſrer hehren
Dichtkunſt, wenn eine Kunde
Von ird'ſchem Thun, von ihr, die du ſo hoch
Erhoben, bis zu euren Ufern ſchwebt,
So weiß ich, nicht um dich dünkt dir's Gewinn.
Denn gegen deinen Ruhm im Weltenrunde
Sind Erz und Marmor ſo vergänglich doch
Wie Wachs und Sand. Und wenn aus unſerm Sinn
Du je entſchwunden warſt, je kannſt entſchwinden,
Mag unſer Leid noch wachſen unermeſſen,

Mag ohne Troſt zu finden
Dein Volk vergehn, von aller Welt vergeſſen.

Doch nicht um deinetwillen, — um das Land,
Das dich gebar, iſt's Freude dir, wenn je
Am Vorbild hoher Ahnen
Der ſchlummertrunkne Enkel ſich ermannt,
Daß er erhobnen Haupts ſich ſtark erwieſe.
Ach, von wie langem Weh
Gebeugt ſiehſt du nun Die, die ſchon vor Zeiten
Armſelig du geſehen,
Als du von Neuem gingſt zum Paradieſe,
Heut ſo im Elend, daß im ſtolzen Schimmer
Von Glück und Macht ſie damals ſchien zu ſchreiten.
So weh iſt ihr geſchehen —
Du glaubteſt's wohl den eignen Augen nimmer!
Doch nichts von andrer Noth, die ſie bezwang!
Nur von der bitterſten, der jüngſten Schande,
Die ſchier den Untergang
Verhängte deinem armen Vaterlande.

Heil dir, daß voll Erbarmen
Dein Schickſal dich bewahrt, dies zu erleben,
Daß du Italiens Frauen
Nicht ſiehſt entehrt in fremder Krieger Armen,
Mit Brand und Plündrung Stadt und Land geſchlagen
Und aller Wuth des Feindes preisgegeben;
Die göttlich hohen Werke
Italiſcher Meiſter fortgeſchleppt in ſchnöde
Knechtſchaft jenſeit der Alpen, von der Wagen

Wüſtem Gedränge jede Straße dröhnend
Und Herr'n im Lande Trotz und rohe Stärke!
Du hörteſt nicht das frevle Hohngerede
Von Freiheit, wie ein Spottgelächter tönend
Zum Klang von Ketten und von Geißelhieben.
Wer ward verſchont? Wovon ſind jene frechen
Ehrfürchtig fern geblieben,
Von welchen Heiligthümern und Verbrechen?

Was mußten wir ſo arge Zeit erleben?
Was ließeſt du uns werden, ach, warum
Nicht früher wieder ſcheiden,
Grauſames Schickſal? Daß wir unterjocht
Von Fremden ſchauend unſer Vaterland,
Vernichtet, todt und ſtumm
Jedwede Tugend, doch die grimmen Schmerzen,
Die nagten ſein Gebein,
Mit keinem Troſt zu lindern ihm vermocht
Und keinen Hoffnungsſtrahl ihm durften gönnen!
Ach, nicht einmal das Blut aus meinem Herzen
Durft' ich dir, Theures, weih'n.
Nicht hab' ich, dich zu retten, ſterben können!
Denk' ich's, ſchwillt mir das Herz vor Zorn und Harme.
Wohl ſtarben auch von uns viel tapfre Fechter,
Doch nicht für dieſes arme
Italien, nein: für ſeine fremden Knechter.

Wenn dies dich nicht empört,
Wardſt, Vater, du ein Andrer, als auf Erden.
In Rußlands eiſ'gem Schlamme
Hinſanken, ach, wohl beſſren Todes werth,

Italiens Tapfre; Sturm und Froſt verbanden
Und Thier' und Menſchen ſich, ſie zu gefährden.
Mit Blut die Erde tränkend,
Hinſanken ſie, halbnackt und abgezehrt,
Wo ſie im Eisgefild ihr Wundbett fanden.
Und nahte dann die letzte Stunde ſich,
Voll Heimweh der geliebten Mutter denkend,
Erſeufzten ſie: O rafft' uns hin das Schwert,
Nicht Schnee und Eis, und ſtürben wir für dich,
Geliebte Heimath! Von dir losgeriſſen,
Da noch uns lacht die ſchönſte Zeit im Leben,
O daß wir ſterben müſſen
Ruhmlos, für Jene, die den Tod dir geben!

Ihr Klagen hat die nordiſche Wüſte nur
Und ſturmgepeitſchter Föhrenwald vernommen.
So fanden ſie ihr Ende,
Und witternd der verlaſſnen Leichen Spur
Im grauſ'gen Meer von Schnee, iſt aus den Höhlen
Das Wild zum Fraß gekommen,
Daß nun der Trefflichen und Tapfern Name
Spurlos der Nacht geweiht,
Gleich dem der Feigen ſei. Ihr theuren Seelen,
Ob euer Unglück auch ſo grenzenlos,
Dies ſei allein euch Troſt in eurem Grame,
Daß ihr in Ewigkeit
Müßt bleiben jedes Troſtes baar und bloß.
Im Abgrund eures Jammers ſollt ihr ruhn,
Als echte Söhne jener Schmerzenreichen,
An deren Unglück nun
Das eure nur vermag hinanzureichen.

Euch klagt ſie ja nicht an,
Die Muttererde, nein, die euch gezwungen
Zum Kampfe wider ſie,
Daß ſie nun bitter weinen muß fortan
Und ihre Thränen miſchen mit den euren.
O rührte ſie, die höchſten Ruhm errungen,
Jetzt in der tiefſten Noth
Nur Einem ſo das Herz, daß er empor
Sie zög' aus dieſer düſtren, ungeheuren
Verſunkenheit! Sag, o erlauchter Schatten,
Iſt denn die Liebe zu Italien todt?
Erloſch die Glut, die dich beſeelt zuvor?
Die Myrte, dran wir uns getröſtet hatten
In langem Leid, treibt nie ſie friſche Blätter?
Soll'n unſre Kränze hingeſtreut verbleichen?
Und kommt uns nie ein Retter,
Der nur von fern ſich dürfte dir vergleichen?

Iſt's mit uns aus für immer? Wird der Schmach
Ein Ziel und Ende nimmer?
Ich, weil ich athme, bleib' als Rufer wach:
Verrottetes Geſchlecht, denk deiner Ahnen!
Schau dieſe ſtolzen Trümmer,
Die Schriften, Bilder, Statuen, Tempelhallen;
Denk, wo du wandelſt, und erweckt dich nimmer
Der helle Glanz von dieſen Muſtern allen,
So heb' dich weg für immer!
Dies Land, das einſt geglänzt von Heldenehren,
Sei nicht ein Tummelplatz ſo ſchnödem Treiben.
Statt Memmen nur zur nähren,
Mag es verlaſſen und verwittwet bleiben!

III.

An Angelo Mai, als er Cicero's Bücher vom Staate wiederentdeckt hatte.

(1820.)

Wirſt du nicht müde, kühner Italer,
Die Ahnen aus den Grüften
Zu wecken, daß ſie mächt'ge Reden führen
Mit dieſer todten Zeit, da rings in Lüften
Der Trägheit Nebel ſchwebt? Und wie berühren
Jetzt unſer Ohr ſo oft und inhaltſchwer
Die Stimmen unſrer Alten,
Die uns ſo lang verſtummt? Warum erſtehen
Sie alle wieder? Früchte plötzlich tragen
Die Blätter. Staub'ge Klöſter geben her,
Was ſie verwahrt gehalten,
Und die verſcholl'nen heil'gen Worte gehen
Von Neuem um. Krönt das Geſchick dein Wagen,
Du wackrer Italer? Wie, oder wird
Ein Mannesmuth vom Schickſal nicht beirrt?

Gewiß nur nach erhabnem Götterwillen
Geſchieht's, daß, da in ſchlimme
Vergeſſenheit wir ſchwer wie nie verſenkt,
Von Neuem ſtets der großen Väter Stimme
Uns aufzurütteln kommt. Noch alſo denkt
Ein Gott Italiens, noch ward uns nicht ganz
Des Himmels Huld entriſſen,
Daß, da nur dieſe Stund' und keine mehr

Uns bleibt, Italiens Tugenden zu reinen
Vom Roſt, der lang verdunkelt ihren Glanz,
Dem Ruf wir lauſchen müſſen
Aus Gräbernacht und ſchau'n die Wiederkehr
Der Helden, die der Erd' entſtiegen ſcheinen
Nur um zu forſchen, ob du noch willſt ſäumen,
Mein Vaterland, und feig die Zeit verträumen.

Gabt ihr uns wirklich, ihr Erlauchten, noch
Nicht völlig auf? Wir wären
Nicht ganz verloren? Euch vielleicht iſt klar,
Was kommen ſoll. Doch wie ſoll ich des ſchweren
Grams mich entſchlagen? Dunkel ganz und gar
Iſt mir die Zukunft; was ich rings muß ſehen,
Macht Hoffnung allerort
Zu eitlem Wahn. Ihr Trefflichen, auf euern
Wohnſtätten hauſ't verhöhnt, in ſchmutz'ger Blöße
Ein niedres Volk, und eure Enkel gehen
An edlem Werk und Wort
Mit Hohn vorbei. Nicht kann ſie mehr befeuern
Eu'r ew'ger Ruhm. Denkmäler eurer Größe
Umgiebt ein träger Sumpf, und aller Zeit
Sind wir ein Muſter der Erbärmlichkeit.

Du edler Geiſt, da jetzt kein Andrer mehr
Gedenkt der hohen Ahnen,
Sei du ihr Hüter, den des Schickſals Macht
Huldvoll gewürdigt hat, uns zu gemahnen
Der Tage, wo aus des Vergeſſens Nacht
Ihr Haupt erhoben jene heil'gen Schatten
Sammt den begrabnen Rollen,

Die hohen Alten, denen die Natur
Noch unter Schleiern ſprach, wie ſie Athen
Und Rom die Feierzeit verſchönert hatten.
O Zeiten, längſt verſchollen!
Noch droht' Italiens Fall von Weitem nur;
Noch galt bei uns für ſchimpflich Müſſiggehn;
Noch raubte da der Lüfte friſcher Odem
Im Fluge Funken unſerm Heimathboden!

Noch warm war damals deine heil'ge Aſche,
Du, deſſen Sinn, den hohen,
Kein Unglück beugte, der in Grimm und Gram
Aus dieſer Welt zur Hölle gern geflohen.
Und iſt denn auch ein Höllenkreis ſo ſchlimm,
Wie unſer Land? — Und deine ſanften Saiten
Erklangen ſchwirrend noch
Vom Spiele deiner Hand, du unglückſel'ger
Sänger der Liebe. Ach, dem Schmerz entſpringt
Italiſcher Sang! Und mindre Qual bereiten
Die ſchwerſten Leiden doch,
Als dieſer Ekel, der uns lähmt. Du Sel'ger,
Dem Weinen Leben hieß! Doch uns bezwingt
Früh ſchon der Ekel; ſtarren Angeſichts
Sitzt neben uns an Wieg' und Gruft das Nichts.

Doch damals lebteſt du mit Meer und Sternen,
Kühner Ligurerſproſſe,
Als jenſeits du der Säulen und der Küſten,
Wo, wenn die Sonn' erliſcht im Meeresſchooße,
Man ziſchen hört die Flut, den Waſſerwüſten
Dich anvertrauend, wiederfandſt den Glanz
Der Sonne, die vergangen,

Den Tag, der aufglüht, wenn er uns entſchwand,
Und trotzend jedem Hemmniß der Natur
Entdecker wurdeſt unermeſſnen Lands,
Glorreicher Lohn der bangen
Ausfahrt und Heimkehr. Ach, je mehr erkannt,
Je kleiner wird die Welt; die Erdenflur,
Das Meer, der Klang der Sphären, — mehr erhaben,
Als jedem Weiſen, dünken ſie dem Knaben.

Wo ſind die holden Träume nun von jener
Geheimen Zufluchtſtätte
Uns unbekannter Siedler, von dem Ort,
Wo über Tag die Sterne ruhn, dem Bette
Der jungen Eos und dem Ruheport,
Wo Nachts verborgen ſchläft das Weltgeſtirn?
Mit Eins ſind ſie geſchwunden;
Nun zeigt ein kleines Blatt das Bild der Welt.
Nun gleicht ſich Alles, und die Forſchung weitet
Das Nichts nur aus. Dich ſcheucht von unſrer Stirn
Die Wahrheit, kaum gefunden,
O holde Phantaſie! Das Denken hält
Sich fern von dir auf immer und beſtreitet
Die Macht dir mehr und mehr, die wunderſame,
Daß jeder Troſt nun ſchwand in unſerm Grame.

Da kamſt du, Mann der holden Träume; hell
Erglänzte dir die Sonne,
Der du ſo ſüß von Waffen ſangſt und Liebe,
Wie ſie die Welt, einſt minder arm an Wonne,
Erfüllt mit ſelig irrendem Getriebe.
Italiens neuer Stern! O Thürme, Zellen,

O Ritter, ſchöne Frauen,
O Gärten, o Paläſte! Denk' ich euer,
Verliert in tauſend bunte Lieblichkeiten
Die Seele ſich. Aus eitlem Tand, aus hellen
Märchen voll Luſt und Grauen
Beſtand das Leben. All die Abenteuer
Verbannten wir. Was bleibt nun unſern Zeiten,
Die ihren Lenz verloren? Ach, wir wiſſen
Nur Eines ſicher: daß wir leiden müſſen.

Uns, o Torquato, ward dein hoher Geiſt
Vom Himmel da beſchieden;
Dein eigen Theil ſind Thränen nur geweſen.
Unglücklicher Torquato! Nicht zum Frieden
Half dir dein ſüßes Lied, nicht konnt' es löſen
Den Froſt, der deines Herzens warmen Strom
So freudig einſt geſchwellt,
Vereiſ't, durch Haß und ſchnöde Mißgunſt. Liebe,
Liebe, des Lebens letzte Täuſchung, ach,
Verließ dich auch. Ein weſenhaft Phantom
Schien dir das Nichts, die Welt
Ein öder Strand. Dein Auge, todestrübe,
Sah nicht die ſpäten Ehren. Daß es brach,
War Wohlthat. Wer der Menſchen Elend ganz
Begriff, erſehnt den Tod nur, keinen Kranz.

O kehr uns wieder, ſteig aus deiner ſtummen
Troſtloſen Gruft, wenn immer
An Leid du noch dich weideſt, mitleidwerthes
Vorbild des Unglücks. Noch unſäglich ſchlimmer,
Als dein von jeder Qual und Noth zerſtörtes,

Iſt unſer Menſchendaſein. Wo noch flöſſe
Dir eine Thräne, Lieber,
Da Jeden nur ſein eigen Loos bewegt?
Wer hieße Thorheit nicht die Pein, in der
Du tödtlich rangſt, da jede ſeltne Größe
Gilt als ein tolles Fieber,
Und nicht mehr Neid, nein, was ſich ſchwerer trägt,
Gleichgültigkeit die Größten trifft? O wer,
Heut da nicht Verſe, Zahlen nur beglücken,
Wer würde jetzt dich mit dem Lorbeer ſchmücken!

Seit deinen Tagen, unglückſel'ger Geiſt,
Kam Einer nur, des Ruhms
Italiſchen Namens würdig, nur der Eine,
Zu gut für dieſe Zeit des Memmenthums,
Ein trutziger Allobroger, dem ſeine
Männliche Kraft der Himmel ſelbſt verliehen,
Nicht dieſe Erde, ſiech
Und unfruchtbar. Allein und unbewehrt —
O herrlich Wagniß! — gegen die Tyrannen
Wollt' auf den Brettern er zu Felde ziehen.
O gönnt uns dieſen Krieg,
Dies Scheingefild zum Kampf, wenn feindlich gährt
Die kranke Welt! Wir ſahn ihn ſich ermannen,
Zuerſt und einſam; Keiner folgt' ihm nach.
Verſunken blieb ſein Land in ſtumme Schmach.

In knirſchender Verachtung lebt' er hin
Sein fleckenloſes Leben,
Und Tod bewahrt' ihn, Schlimm'res noch zu ſchauen.
Nein, mein Vittorio, günſtig deinem Streben

War weder Zeit noch Ort. In dieſen Gauen
Kann Hochſinn fürder nicht gedeihn. Im Hafen
Ruhn träge wir, ergeben
In Mittelmäßigkeit. Der Pöbel ſtieg
Empor, der Weiſe ſank; Nichts wird bewundert,
Platt ward die Welt. — Da die Lebend'gen ſchlafen,
Erweck zu neuem Leben
Die Todten, hoher Forſcher! Hilf zum Sieg
Den alten Helden, daß dies Kothjahrhundert
Empor ſich raffe und Begeiſtrung trinke
Zu edler That, wo nicht, in Scham verſinke!

IV.

Zur Hochzeit der Schweſter Paolina.

(1824.)

Nun du ſo bald den Frieden
Des ſtillen Vaterhauſes wirſt vermiſſen
Und weit von deiner Jugend Trug und Wahn,
Die unſer ödes Land verſchönt, geſchieden
Dich in des Lebens Staub und Lärm fortan
Dein Schickſal ruft, nun, Schweſter, ſollſt du wiſſen,
Zu welcher Schmach der Himmel uns verdammt.
Sollſt du ja ſelbſt in ſchweren
Nothjahren voller Leid
Des unglückſel'gen Vaterlands unſelig
Geſchlecht vermehren. Stähle drum beizeit
An hohen Muſtern deine Söhne. Wehren
Die Götter doch ein fröhlich
Gedeihn heut jeder Kraft,
Und kein verzärtelt Herz bleibt tugendhaft.

Elende — oder Feige
Wirſt du gebären. Laß ſie elend werden!
Denn einen Abgrund zwiſchen Glück und Werth
Schuf dieſe Zeit. Zu ſpät, da ſchon zur Neige
Die menſchlichen Geſchicke ſich gekehrt,
Erwacht, wer heut geboren wird auf Erden.
Das überlaß dem Himmel. Dir am Herzen
Liege die Sorge bloß,
Nicht zu der Jagd nach Glück

Die Söhne zu erziehn, und nimmer auch
Zu Narr'n der Furcht und Hoffnung. Ihr Geſchick
Rühmt dann die künft'ge Zeit als ſchön und groß,
Da wir — nach feigem Brauch
Der heuchleriſchen Weiſen —
Lebend'ge Tugend ſchmähn und todte preiſen.

Viel hofft von euch, ihr Frauen,
Das Vaterland; und nicht zu Schimpf und Schaden
Der Menſchenſöhne ward dem ſanften Strahl
Aus euren Augen Macht, wohin ſie ſchauen,
Zu bänd'gen Feu'r und Schwert. Ihr lenkt zumal
Den Weiſen wie den Starken klug am Faden,
Und was die Sonn' umkreiſet, neigt ſich euch.
Drum ſollt für dieſe Zeit
Ihr Rechenſchaft mir geben.
Der Jugend heil'ge Glut — ließ eure Hand
Sie denn erlöſchen? Ward denn unſer Leben
Marklos und morſch durch euch? Wenn Ueppigkeit
Und Schlafſucht uns entmannt
Und Nerv' und Muskel miſſen
Die alte Kraft, — habt ihr's auf dem Gewiſſen?

Ein Sporn zu edlen Thaten
Iſt Liebe, recht erkannt, und hohes Streben
Erweckt die Schönheit. Der iſt liebeleer,
Der nicht frohlockend fühlt das Herz erbeben
In tiefſter Bruſt, wenn an den Felſengraten
Die Stürme toben, wenn gewitterſchwer
Der Himmel ſich umwölkt und Flutgebraus
Die Berge peitſcht. Ihr Bräute

Und Jungfrau'n, wer Gefahren
Sich feig entzieht, wer ſeinem Vaterlande
Unehre bringt mit niedrigem Gebahren
Und weſſen Herz gemeiner Regung Beute,
Straft ihn mit Haß und Schande,
Wenn anders Frauenſeelen
Für Männer glühn, nicht Weiber ſich erwählen.

Wehrloſer Söhne Mütter
Zu heißen, dünk' euch Schimpf. Lehrt eure Brut
Trotz aller Leiden nach der Tugend trachten,
Und was die jämmerliche Zeit an Flitter
Und eitlem Tande liebt und ehrt, verachten.
Weiht ſie dem Vaterland mit hohem Muth
Und heißt ſie dankerfüllt der Väter denken.
So von den Heldenſagen
Der Ahnen ſtets umklungen
Wuchs einſt heran der Sparter junge Schaar,
Bis dann die Gattin mit dem Schwert den jungen
Gemahl umgürtet; bald vielleicht mit Klagen
Hüllt ſie ihr ſchwarzes Haar
Um ſeine nackten Glieder,
Kehrt er im wohlbewahrten Schild ihr wieder.

Ach, deine zarten Wangen,
Virginia, koſ'te noch mit Zaubermacht
Die Götterhand der Schönheit. Da erglühte,
Voll Grimm, daß du verachtet ſein Verlangen,
Roms wilder Herr. Schön warſt du, in der Blüte
Der holden Zeit, die lieblich träumen macht,
Als deines Vaters Stahl den ſchneeigen Buſen

Zerriſſen aus Erbarmen
Und du zum Styx hinab
freiwillig ſchrittſt. Eh' ſoll mir Greiſenſchwäche
Die Glieder löſen, Vater, eh' empfange
Das Grab mich, ſprach ſie, eh' mich zu umarmen
Sich der Tyrann erfreche!
Und wenn aus dieſer Noth
Mein Blut euch retten kann, gieb mir den Tod!

Hochherz'ge, wohl erglänzte
Noch eine ſchön're Sonne deinen Tagen,
Als heut; und doch nicht troſtverlaſſen war
Das Grab, das dir dein Vaterland bekränzte
Mit tauſend Thränen. Siehe, wie die Schaar
Der Remusenkel ſich mit wilder Klage
Um deine Leiche drängt, wie des Tyrannen
Haupthaar in Staub geriſſen,
Und Freiheit neu entzündet
Die ſtumpfen Seelen. Wie ein breiter Strom
Brauſ't Latiums Macht und hat ihr Reich gegründet
Von Wüſtenglut zu Nordens Finſterniſſen.
So iſt das ew'ge Rom
Aus trägen Schlummers Banden
Durch eines Weibes Opfer neu erſtanden.

V.

Auf einen Sieger im Ballonſpiel.

(1824.)

Des Ruhmes Antlitz, ſeinen frohen Ruf
Erkenne, wackrer Knabe,
Und wie viel herrlicher als weibiſche Muße
Der Schweiß der Tugend. Labe dich, o labe
Dein Herz am Hochſinn (fühlſt du den Beruf,
Den Namen aus der Zeiten trübem Fluſſe
Durch edle That zu retten) und erhebe
Den Geiſt zu ſtolzem Wunſch. Dir jauchzte freudig
Kampfbahn und Circus, und zu Heldentugend
Spornt dich des Volkes Gunſt. Es will das theure
Land deiner Väter, ſtolz auf deine Jugend,
In deinem edlen Streben
Die alten Muſter ſehn ſich neu beleben.

Nicht mit Barbarenblut bei Marathon
Färbte ſich nur den Finger,
Wer ſtumpfen Blicks in Elis auf die Glut
Der Rennbahn ſchaut' und auf die nackten Ringer,
Und wem des Kranzes holder Siegeslohn
Das Herz nicht hob. In des Alpheus Flut
Wuſch ſieggekrönter Roſſe Mähn' und Weichen
Vom Staube Mancher rein, der dann mit Macht
Das Griechenbanner und das Griechenſchwert
Führt' in der Meder Reih'n, die ſchreckensbleichen,
Und in die Flucht ſie ſchlug, daß durch die Nacht

Der Jammerruf erklang
An Euphrats Bucht und Aſiens Strand entlang.

Doch iſt's nicht fruchtlos, den erloſchnen Brand
Der alten Thatenluſt
Neu anzufachen? die darniederlagen,
Die Lebensgeiſter in der kranken Bruſt
Neu zu beleben? War nicht Spiel und Tand
Das Thun der Sterblichen, ſeit Phöbus' Wagen
Trübſelig hinrollt, und iſt minder eitel
Wahrheit, als Lüge? Gab uns doch Natur
Zum Troſt nur holden Wahn, der uns beglückt,
Und Schattenbilder. Wo des Siegers Scheitel
Kein Kranz zum Lohn des kühnen Wagens ſchmückt,
Lebt träg und dumpf umnachtet
Ein Volk, das einſt dem Ruhme nachgetrachtet.

Wer weiß wie bald wird auf den Trümmerſtätten
Italiſchen Ruhms der Hirt
Die Rinder weiden und der Pflug die Gipfel
Der ſieben Hügel furchen. Bauen wird
Nach kurzen Jahren ſchon in Latiums Städten
Der ſchlaue Fuchs und mit dem dunklen Wipfel
Ein Hochwald rauſchen zwiſchen öden Mauern,
Wenn das Geſchick nicht jener unheilvollen
Vergeſſenheit des Vaterlandes ſteuert
Im tief verkommnen Volk, wenn nicht mit Trauern
Gedenkend, welch ein Muth uns einſt befeuert,
Der Himmel noch in Gnaden
Dem dräu'nden Unheil wehrt ſich zu entladen.

Willſt überleben du das arme Land,
O Sohn, das dich geboren?
Wohl hätte dich Italiens Ruhm verklärt,
Als ſie den Reif noch trug, den ſie verloren
Durch uns und das Geſchick. Die Zeit entſchwand.
Wen dünkt heut ſolche Mutter rühmenswerth?
Doch dir zu Liebe richt empor den Muth!
Was iſt dies Leben werth? Daß wir's verachten,
Nur glücklich, wenn, umgeben von Gefahren,
Wir es vergeſſen, nicht die träge Flut
Der faulen Zeit und ihre Noth gewahren;
Nur glücklich, wer, ſchon nah
Dem Letheſtrom, das Licht noch wiederſah.

VI.

Der jüngere Brutus.

(1824.)

Als hingeſunken lag in Thraciens Staube,
Ein weites Trümmerfeld,
Italiens Kraft, und das Geſchick beſchloß,
Daß nun Heſperiens grüne Fluren und
Des Tiber Ufer das Barbarenroß
Zerſtampfen ſollt' und aus den nackten Wäldern
Im Bann der eiſ'gen Bärin
Das Gothenſchwert vorbrechen und die Mauern
Des ſtolzen Roms zerſchmettern:
Da ſaß, mit Schweiß benetzt und Bruderblut,
Brutus in düſtrer Nacht auf öder Stätte,
Zum Tod entſchloſſen ſchon, und mit den Göttern,
Den mitleidsloſen, grollend,
Erſchüttert ſeine Stimme
Umſonſt die müde Luft in trotz'gem Grimme:

O thör'ge Tugend, nur die leeren Nebel,
Das Reich unſtäter Schatten
Sind deine Schule; hinter deinen Ferſen
Folgt bald die Reue nach. Euch Marmorgöttern —
Ob ihr nun wohnt am Phlegethon, ob über
Den Wolken droben — dünkt nur Hohnes werth
Das klägliche Geſchlecht,
Von dem ihr Tempel heiſcht, dem ihr ein trüglich
Geſetz wollt auferlegen.

So alſo reizt der Menſchen Frömmigkeit
Den Haß der Götter? So als Hort der Böſen
Thronſt du, o Zeus? Und wenn Gewitterregen
Die Luft durchrauſcht und Donner
Raſ't mit dem Blitz zumal,
Triffſt du der Frommen Haupt mit heil'gem Strahl?

Ein unbezwinglich Schickſal, eine eh'rne
Nothwendigkeit bedrückt
Des Todes kranke Sklaven. Wenn ſie Nichts
Erretten kann, getröſtet ſich die Menge:
So ſei's verhängt. — Iſt minder hart ein Leid,
Weil unabwendbar? Fühlt die Schmerzen nicht,
Wer jeder Hoffnung baar iſt?
In ew'gem Kampf mit dir auf Tod und Leben,
Unwürd'ges Fatum, liegt
Wer ſich nicht beugen mag; und deine Hand
Abſchüttelnd, wenn ſie ihn gewaltſam trifft,
Ruft er Triumph, indem er unterliegt,
Wenn mit dem herben Stahl
Er löſ't die ſtolzen Glieder
Und lachend wandelt zu den Schatten nieder.

Mißfällig iſt den Göttern, wer gewaltſam
Des Hades Pforte ſtürmt.
Wär' auch ein weichlich Götterherz ſo kühn?
Hat ſich vielleicht der Himmel unſre Trübſal,
All unſer Herzeleid und herbes Müh'n
Zu ſeiner Muße Kurzweil auserkoren?
Kein Daſein voller Plagen,

Ein Leben frei und rein in Wald und Feld
Hat uns Natur gegeben,
Die göttlich einſt geherrſcht. Und jetzt, da rings
Gottloſer Brauch verdrängt die ſel'gen Zeiten,
Ein neu Geſetz regiert das karge Leben,
Darf da der Eigenmacht
Natur den Stolzen zeih'n,
Der von ſich wirft ein Leben voller Pein?

Von Schuld nichts wiſſend noch vom eignen Elend
Führt ſanft ein ſpätes Alter
Die ahnungsloſe Thierwelt einem ſchnellen
Verſcheiden zu. Doch triebe ſie Verzweiflung,
An rauhem Stamm die Stirn ſich zu zerſchellen,
Vom ſchroffen Fels ſich ſtürzend ihr zerſchmettert
Gebein umherzuſtreuen,
Die arme Wohlthat würde kein geheimes
Geſetz dem Thier verſagen,
Kein trüber Wahngedanke. Ihr von allen
Beſeelten Weſen, ihr Prometheusſöhne,
Fühlt Ueberdruß, das Daſein zu ertragen;
Und euch nur, wenn die Parze
Verzögert ihre Gnade,
Wehrt Zeus zur Unterwelt die ſtillen Pfade!

Nun ſteigſt du aus dem Meer, das unſer Blut
Gefärbt, du klarer Mond,
Die ruheloſe Nacht, das Feld zu grüßen,
Das der auſoniſchen Kraft verderblich ward.
Der Sieger tritt verwandte Bruſt mit Füßen,
Die Hügel beben, von der Höhe ſtürzt

Das alte Rom in Trümmer —
Und du bleibſt ſtill und klar? Du ſahſt Lavinia's
Geſchlecht entſtehn, die Zeit
Des Glückes ſahſt du und die ſtolzen Lorbeern.
Und doch unwandelbar in ſtummem Glanz
Wirſt du herabſchau'n, wenn in Schmach und Leid
Italien Knechtſchaft duldet
Und dieſe öden Stätten
Vor fremden Horden Nichts mehr kann erretten.

Das Raubthier im Geklüft, im grünen Laube
Der Vogel, deren Bruſt
Voll ahnungsloſer Dumpfheit, wiſſen nimmer,
Wie tiefer Sturz das Schickſal einer Welt
Verwandelt hat; und wenn im Morgenſchimmer
Sich röthen wird des fleiß'gen Landmanns Hütte,
Erweckt der Vogel wieder
Die Thäler mit Geſang, und in den Klippen
Flieht ſchwächeres Gethier
In Todesangſt, geſcheucht vom wilden Raubthier.
Wir eitlen Menſchen! Welch armſel'ger Theil
Der Welt ſind wir! Den blut'gen Boden hier,
Die ſchmerzdurchſtöhnten Gründe
Wird unſer Loos nicht kümmern,
Kein Stern um Menſchentrübſal matter flimmern.

Nicht des Olymp und Hades taube Herrſcher,
Nicht die unwürd'ge Erde
Und nicht die Nacht ruf' ich im Sterben an,
Noch auch des dunklen Todes letzten Strahl,
Den Spruch der Nachwelt. Feiger Pöbel kann

Mit Klag' und Weihgeſchenk mein herbes Grab
Nicht ſänft'gen. Unaufhaltſam
Verſchlimmert ſich die Zeit. Bei trägen Enkeln
Iſt übel aufgehoben
Der Nachruhm edler Seelen und des Unglücks
Dereinſt'ge Sühne. Kreiſe denn um mich
In gier'gem Flug der dunkle Vogel droben;
Raubthier und Regengüſſe
Soll'n meine Hülle finden,
Und mein Gedächtniß liefr' ich aus den Winden.

VII.

An den Frühling
oder
Ueber die Mythen der Alten.

(1824.)

Nun alle Himmelsunbill
Die Sonne ſühnt und lauer Weſt gelinde
Die kranke Luft belebt, daß fortgeſcheucht
Der Wolken ſchwerer Schatten niederſinkt,
Die Vögel neu dem Winde
Die nackte Bruſt vertrauen und das Licht
Mit neuem Liebesſehnen, neuer Hoffnung
Sogar das Wild auf dunklen Waldespfaden
Belebt, wenn kaum der Nebelduft gewichen:
Kehrt auch vielleicht zu euch, ſo grambeladen
Und müd, ihr Menſchenſeelen,
Die ſchöne Zeit, die Unglück und die düſtre
Fackel der Wahrheit euch
So früh zerſtört? Sind Phöbus' goldne Strahlen
Dem Armen nicht für ew'ge Zeit verdunkelt
Und ausgelöſcht? Und du auch,
Duftender Lenz, willſt du die eiſ'gen Qualen
Wegthau'n der Bruſt, die ſchon in jungen Tagen
Gelernt das herbe Weh des Alters tragen?

Lebſt du, o lebſt du, heil'ge
Natur? Lebſt du, und iſt's der Mutter Sprache,
Die lauſchend das entwöhnte Ohr vernimmt?

Einſt wohnten holde Nymphen in den Flüſſen,
Dort und im klaren Bache
Das Antlitz ſpiegelnd; von geheimen Tänzen
Göttlicher Füße bebten Bergeshöh'n
Und hohe Wälder, jetzt den Stürmen nur
Ein öder Wohnſitz, und der Hirt, im Duft
Des Mittags, wenn er durch die blum'ge Flur
Zum Fluß die durſt'gen Lämmer
Hinuntertrieb, vernahm ein helles Lied
Des Waldgotts längs dem Ufer,
Sah kräuſeln ſich die Flut
Und ſtand verdutzt, wenn jedem Blick verhüllt
Die pfeilbewehrte Göttin
Stieg in die lauen Wellen, Staub und Blut
Der heißen Jagd vom ſchneeigen Arm zu ſpülen
Und ihren jungfräulichen Leib zu kühlen.

Es lebten einſt die Blumen,
Es lebte Gras und Buſch. Vertraute waren
Die Lüfte, Wolken, Titan's hehre Leuchte
Dem ſterblichen Geſchlecht, als über Auen
Und Hügeln deinem klaren
Geſtirn, o Cypria, der Wandrer folgend
Mit Sehnſuchtsblicken in der ſtillen Nacht
Dich als Gefährtin ſeiner Fahrt, voll Huld
Den Menſchen träumte. Wenn, entflohn dem Treiben
Der wüſten Städte voller Sünd' und Schuld
Und Zwiſt und roher Schmach,
Ein Andrer rauhe Stämme tief im Wald
An ſeinen Buſen drückte,

Wähnt' er zu fühlen, wie lebend'ges Feuer
Blutloſen Stamm durchlodre, wie erbebe
In ſchmerzlicher Umarmung
Daphne und Phyllis, wie in immer neuer
Wehmuth den Liebling Klymene betrauert,
Deß ſtolzer Sonnentraum ſo kurz gedauert.

Nicht taub für Menſchenleid,
Ihr ſtarren Felſen, warft ihr Klagetöne
Achtlos zurück, als eure bangen Gründe
Echo, die einſam Trauernde, bewohnte,
Statt leerer Luft Geſtöhne
Der unglückſel'gen Nymphe irrer Geiſt,
Den Liebesgram und hartes Schickſal bannten
Aus zartem Leibe. Durch die hohlen Klüfte,
Die nackten Klippen und verlaſſnen Stätten
Erfüllte ſie des Aethers hohe Lüfte
Mit unſern Wehelauten,
Die ſie verſtand. Und du galtſt in der Sage
Als aller Menſchenlooſe
Wohlkundig, ſüßer Vogel, der du immer
Den jungen Lenz im laubigen Wald begrüßeſt,
Und wenn die Fluren ſchliefen
In ſtummer, dunkler Nacht, ſchienſt du zu klagen
Um alte Nöthe, ruchlos wilden Haß
Und dieſe Zeit, von Zorn und Kummer blaß.

Doch nicht verwandt dem unſern
Iſt dein Geſchlecht; nicht Schmerz entlockt dir alle
Die ſüßen Weiſen; frei von jeder Schuld
Wohnſt du im dunklen Wald, uns minder theuer.

Ach, da nun leer die Halle
Des ragenden Olymp und blind der Donner
Hinrollend durch die wolkendunklen Berge
Ruchloſe Seelen gleich den reinen ſchreckt
Mit kaltem Grauſen; da die Heimathflur,
Fremd und nichts wiſſend von den eignen Kindern,
Sie auferzieht zur Trübſal:
Leih du ein Ohr den Sorgen der vom Schickſal
Bedrängten Menſchenkinder,
Holde Natur, und hauch die alte Glut
Zurück in meinen Geiſt, wenn du beſeelt biſt,
Wenn Etwas lebt im Himmel,
Auf blumiger Erde, in des Meeres Flut,
Was alle Qual, die wir erdulden müſſen,
Zwar nicht bedauern mag, doch darum wiſſen.

VIII.

Hymnus an die Patriarchen
oder
von den Anfängen des Menſchengeſchlechts.

(1824.)

Von euch, der Menſchheit hocherlauchten Vätern,
Soll der Geſang der ſchmerzgeweihten Söhne
Mit Preis ertönen, die ihr ſo viel theurer
Dem Lenker der Geſtirne wart und minder
Beweinenswerth, als wir, zum hehren Licht
Emporgeblickt. Unheilbar Unglück, das
Die armen Menſchen traf: geboren werden
Zum Weinen und das Licht des Aethers freudig
Vertauſchen mit der ew'gen Grabesnacht, —
Nicht hat's die milde und gerechte Satzung
Des Himmels euch verhängt. Wenn von der Sünde,
Die alle Menſchenkinder der Gewalt
Der Seuchen und des Elends überliefert,
Die alte Sage ſpricht: noch ärgre Sünden
Der Sterblichen, ihr ruheloſer Geiſt
Und ſchlimmrer Wahnſinn waffneten wider ſie
Die Rache des Olympos und die Hand
Der lang vergeſſnen Nährerin Natur.
Da ward verleidet uns die Lebensflamme,
Verabſcheut jede Neugeburt, und wüthend
Brach in die Welt herein der Erebus.

Du ſahſt zuerſt den Tag, die Purpurfackeln
Der kreiſenden Geſtirne und die jungen

Thiere des Feldes weiden, alter Führer
Und Vater du der menſchlichen Familie,
Sahſt auf den friſchen Au'n die Lüfte ſpielen,
Und wie herniederſtürzend Alpenflut
An Felſenwänd' und öde Thäler ſchlug
Mit unerhörtem Schall, wie auf den heitren
Zukünft'gen Stätten hochberühmter Völker
Und lärmerfüllter Städte noch ein tief
Verborgner Frieden herrſcht' und ſtumm und einſam
Der Strahl der Sonne und des goldnen Monds
Erklomm die ungepflügten Höh'n. O ſel'ge,
Von Schuld und finſtrem Schickſal unberührte
Welteinſamkeit! O wie viel bittres Leid,
Welch ungeheure Kette von Geſchicken
Bereiten, armer Vater, deinen Kindern
Die ew'gen Mächte! Siehe, Blut beſudelt
Und Brudergräuel nun zum erſten Mal
Die kargen Fluren, und die Lüfte hören
Zuerſt der Todesſittige ſchaurig Schwirren.
Der Brudermörder, bebend, heimathlos,
Einſame Schatten meidend und der Winde
Geheimes Grollen durch die tiefen Wälder,
Erbaut zuerſt Stadthäuſer, bleicher Sorgen
Wohnſitz und Herrſchgebiet; zuerſt vereinigt
Verzweiflungsvolle Reue, krank und ſtöhnend,
Die blinden Sterblichen und bietet ihnen
Geſellige Zufluchtsſtätten; nun verſchmäht
Die Frevlerhand den krummen Pflug; der Schweiß
Des Landmanns wird verachtet. Müſſigang
Herrſcht in des Laſters Haus, die alte Kraft
Verſiecht im faulen Leibe, Trägheit lähmt

Die ſchlaffen Geiſter, und der Uebel größtes,
Knechtſchaft, befällt die kampfentwöhnte Menſchheit.

Und vor des Himmels Wuth und dem Gebrüll
Der Meerflut auf den wolkenſchweren Berghöh'n
Erretteſt du die ſünd'ge Brut, o du,
Dem aus der Trübe von umwogten Hügeln
Das erſte Zeichen neu belebter Hoffnung
Die weiße Taube zutrug, da im Weſt,
Schiffbrüchig dem Gewölk enttaucht, die Sonne
Die ſchwarze Luft geſchmückt mit Iriszauber.
Zurückkehrt das gerettete Geſchlecht
Zur Erd', und neu beginnen böſe Luſt
Und Tück' und Angſt ihr Spiel. Der Frevler trotzt
Des unnahbaren Meeres Strafgericht
Und trägt zu neuen Küſten, neuen Sternen
Sein altes Elend hin und ſeine Thränen.

Nun denkt die Seele dein, du Ahn der Frommen,
Gerechter, Starker, und der edlen Sproſſen
Aus deinem Samen. Künden will ich, wie
Du Mittags einſam in dem Schatten ſaßeſt
Der trauten Hütte, an den ſanften Ufern,
Wo deine Heerde friedlich weidete,
Und dich beglückte himmliſcher Beſuch
Mit ſtiller Segensabſicht, und wie dann
Beim ländlich ſchlichten Brunnen, Sohn der klugen
Rebekka, Abends in dem holden Thal
Von Haran, das von frohen Hirtenſpielen
Belebt war, Liebe dich ergriffen hat
Zur ſchönen Tochter Laban's, Liebe, die

Unwiderſtehlich langer Arbeit, langer
Verbannung und verhaßtem Joch der Knechtſchaft
Die tapfre Seele willig unterwarf.

Gewiß war einſt — und nicht mit leerem Wahn
Nährt der äoniſche Sang und alte Sage
Das horchbegier'ge Volk — gewiß war einſt
Befreundet unſerm Stamm und lieb und traulich
Dies Jammerthal, und unſer elend Leben
Floß golden hin. Nicht daß in lautrer Welle
Milch aus dem Spalt der heimathlichen Felſen
Gequollen wär', und daß der Hirt den Tiger
Der Heerde zugeſellt, zum trauten Pferch,
Zu muntrem Spiel den Wolf zur Tränke führend.
Doch arglos unbekannt mit ihrem Schickſal
Und ihren Leiden allen, mühlos lebten
Die Menſchenkinder hin; der weiche Schleier
Des holden Irrthums und der Täuſchung hüllte
Noch des Geſchicks und der Natur geheime
Geſetze freundlich ein, und hoffnungsfroh
Glitt in den Hafen unſer ſanftes Schiff.

So lebt in Californiens weiten Wäldern
Ein glückliches Geſchlecht, dem bleiche Sorge
Noch nicht das Herzblut ſaugt, noch grimmes Siechthum
Die Glieder bändigt. Speiſe beut der Forſt,
Wohnung die tiefe Felskluft, Waſſer ſpendet
Der Bach im Thal, und unerwartet bricht
Der finſtre Tod herein. O warum ſeid ihr
So wehrlos gegen unſre frevle Kühnheit,

Ihr Reiche der Natur! Allmächtig ſtürmt
In eure Küſten, Höhlen, Wälder unſre
Habgier'ge Wuth herein, erzieht die Völker,
Die ſie entehrt, zu unbekannten Leiden
Und neuen Lüſten nur und ſcheucht den nackten
Flüchtling, das Glück, bis in den fernſten Weſten.

IX.

Sappho's letzter Gesang.

(1824.)

Du sanfte Nacht und du, verschämter Strahl
Des späten Monds, und du dort überm Felsen
Aufglänzend aus des Waldes stummen Wipfeln,
Du Tagesbote, die ihr meinen Augen,
Eh' ich das Schicksal kannt' und die Erinnys,
So lieb und hold erschient: nun tröstet nimmer
Ein wonnig Schauspiel mein verzweifelnd Herz!
Nur dann belebt mich langentwöhnte Freude,
Wenn durch den Aether schwimmend und die Fluren,
Die bang erzittern, sich der Strom des Südwinds
Mit Wogen Staubes wälzt, und wenn der Wagen,
Zeus' schwerer Wagen über unsern Häuptern
Hindonnernd durch die finstern Lüfte fährt.
Durch Klippen nur und tiefe Klüfte möcht' ich
In Wetterwolken wandeln; mich ergötzt
Erschreckter Heerden Flucht, das dumpfe Brausen
Der hochgeschwellten Flut
Am schwanken Ufer und der Wellen Wuth.

Schön ist dein Kleid, erhabner Himmel; schön
Bist du, thaufrische Erde. Ach, von aller
Endlosen Schöne nicht den kleinsten Theil
Verliehn die Götter und das tückische Schicksal
Der armen Sappho. Ein verachteter

Und läſt'ger Gaſt in deinem ſtolzen Reiche,
Natur, hebt die verſchmähte Liebende
Umſonſt zu deinen Reizen Herz und Augen
Um Hülfe flehend auf. Mir lacht nicht mehr
Der ſonnige Strand, der morgendliche Glanz
Am Himmelsthor; mich grüßt nicht der Geſang
Der buntgefiederten Vögel, nicht das Rauſchen
Der Buchenwipfel; und wo unterm Schatten
Der Hängeweiden ſeinen reinen Schooß
Der klare Bach erſchließt, entzieht er meinem
Unſichern Fuße die geſchmeid'gen Wellen,
Als wär' ich ihm verhaſſt,
Und flieht am blüh'nden Ufer hin in Haſt.

Welch ein Vergehn, welch arge Miſſethat
Hat mich befleckt vor der Geburt, daß mich
Der Himmel und das Glück ſo finſter anſehn?
Was frevelt' ich als Kind ſchon, wo das Leben
Noch Nichts von Sünde weiß, daß ſo beraubt
Der Jugend, ſo entblättert durch die Spindel
Der unerbittlichen Parze, meine Blüte
Verdorren muß? Ach, unbedachte Worte
Spricht deine Lippe! Unſre Looſe lenkt
Geheimer Schickſalsſchluß. Geheim iſt Alles,
Nur unſer Schmerz nicht. Ausgeſetzte Kinder,
Zum Weinen nur geboren; das Warum
Ruht in der Götter Schooß. O Sorg' und Hoffnung
Der grünen Jugend! Nur der äußern Bildung,
Dem holden Schein nur gab der Vater Macht
Ueber die Menſchen; manneswürd'ge Thaten,
Geſang und Geiſtesfülle —
Was frommen ſie in reizlos ſchlichter Hülle?

So ſterb' ich denn! Sein ſchlechtes Kleid abſtreifend,
Soll nackt mein Geiſt hinab zum Hades flüchten
Und ſühnen ſo die harte Schuld des Himmels,
Der blind das Loos vertheilt. Und du, an den
Mich lang vergebne Liebe, langes Hoffen
Geknüpft und ungeſtillter Sehnſucht Wahnſinn,
Du lebe glücklich, wenn ein Sterblicher
Je glücklich lebte! Nicht den ſüßen Saft
Aus ſeinem kargen Faß will Zeus mir gönnen,
Nachdem mir alle Täuſchungen und Träume
Der Jugend hingeſchwunden. Jeder frohſte
Tag unſres Lebens muß am ſchnellſten fliehn.
Krankheit beſchleicht uns, Alter und der Schatten
Des eiſ'gen Todes. Siehe nun, von allen
Erhofften Palmen, allem Freudenwahn
Bleibt nur der Abgrund, und der tapfre Geiſt
Verfällt des Hades Macht,
Dem Reich des Schweigens und der düſtern Nacht.

X.

Die erſte Liebe.

(1831.)

Ich weiß den Tag, da ich zum erſten Mal
Den Kampf der Liebe ſtritt und zu mir ſprach:
Iſt das die Liebe, weh, wie ſchafft ſie Qual!

Am Boden haftete der Blick, doch ach,
Ich ſah nur Sie, die mit unſchuld'gem Triebe
Zuerſt ſich Bahn zu dieſem Herzen brach.

Wie ſchlimm mißhandelt haſt du mich, o Liebe!
Warum nur ſtürzt uns dieſe ſüße Luſt
In ſolcher Schmerzen ſehnliches Getriebe!

Nicht ſanft, nicht heiter ward ich mir bewußt
Der neuen Macht. Sie kam mit Weh und Klagen
Und ſchnürte mir mit dunkler Angſt die Bruſt.

Sprich, zärtlich Herz, was machte dich verzagen?
Was bebteſt du ſo tief vor dem Gedanken,
Der aller Wonnen Preis davongetragen?

Bei dem Gedanken, der ſich ohne Wanken
Dir Tags geſellt' und Nachts dir raunte zu
Süßſchmeichelnd, wenn in Schlaf die Fluren ſanken?

In Unruh, Glück und Jammer ſtürmteſt du
Lautpochend fort und fort an dein Gefängniß
Und ſcheuchteſt mir von meinem Pfühl die Ruh.

Und wenn ich, matt von glühender Bedrängniß,
Die Augen ſchloß zum Schlummer, o wie bald
Verſtört' ihn, wie im Fieber, Traumesbängniß.

Wie leibhaft ſtand die reizende Geſtalt
Im Finſtern da, und ob ich auch die Lider
Zudrückte, ſie erblickt' ich tauſendfalt.

Wie floß mit ſüßem Grau'n durch meine Glieder
Verworrne Glut, wie wogten ohne Stocken
Gedanken durch den Geiſt mir auf und nieder.

So fährt ein Zephyr durch die dichten Locken
Des alten Waldes, im Vorüberſchweben
Ihm lange, bange Klagen zu entlocken.

Und da ich ſchweigend ſtand, wehrlos ergeben,
Was ſagteſt du, o Herz, als ſie nun ging,
Um die in tiefer Noth du ſollteſt beben?

Kaum, daß ich völlig an zu lodern fing,
So war des Lüftchens linder Hauch entſchwunden,
Durch das ich Kühlung meiner Glut empfing.

Wach lag ich noch in frühen Morgenſtunden,
Da ſtampfend ſchon an unſres Hauſes Thor
Die Räuber meines Glücks, die Roſſe, ſtunden.

Und ich, verzagt und ſtumm, ein blöder Thor,
Hielt zum Balcon hin in den Finſterniſſen
Umſonſt mein Aug' und mein begierig Ohr,

Ob ich noch einmal, eh' ſie würd' entriſſen,
Die Stimme hörte, die geliebte, traute,
Die Stimme nur! Mehr ſollt' ich ewig miſſen.

Doch immer trafen nur gemeine Laute
Mein zweifelnd Ohr; ein Frösteln fiel mich an,
Indeß ich kaum zu athmen mir getraute.

Und als die theure Stimme endlich dann
Mir an die Seele drang und von den Rossen
Und Rädern schlug der Lärm zu mir hinan,

Da, nun verwais't, die Augen fest geschlossen,
Vergrub im Pfühl ich zuckend mein Gesicht,
Die Hand aufs Herz gepreßt, in Gram zerflossen.

Dann wankend unter meines Grams Gewicht
Schleppt' ich mich dumpf durchs schweigende Gemach
Und sprach: Was nun auch kommt, es rührt dich nicht!

Und bitterlich ward die Erinnrung wach
In meiner Brust, für jedes Bild verschlossen,
Für jede Stimme, die zum Herzen sprach.

Ein öder Schmerz war über mich ergossen,
Wie wenn der Regen weit und breit ins Land
Herniederrieselt, traurig und verdrossen.

Noch hatt' ich dich, o Liebe, nicht gekannt,
Und achtzehn Sommer lebt' ich bis zum Tage,
Wo ich mit Thränen deine Macht empfand.

Entwerthet war mir wie mit einem Schlage
Jedwede Lust, die heil'ge Morgenfrühe,
Der Sterne Glanz, des Frühlings Blütenhage.

Ich fühlte, wie die Sehnsucht selbst verglühe
Nach Ruhm, von der so heiß mein Busen brannte;
Nur Schönheit noch erschien mir werth der Mühe.

Nicht mehr zu den vertrauten Büchern wandte
Sich Aug' und Sinn. Leer ſchien mir auf einmal,
Was ich zuvor als einzig werth erkannte.

Wie hatt' ich mich verwandelt! ach, wie ſtahl
Die neue Leidenſchaft mein Herz der alten!
Traun, eitle Menſchen ſind wir allzumal.

Nur noch mein Herz gefiel mir, Zwieſprach halten
Mit ihm, in ew'ge Träumerei begraben,
Und meinen Kummer hüten vorm Erkalten.

Nichts wollte mehr der Blick zu ſchauen haben,
Ob ſchön, ob häßlich; in ſich ſelbſt gekehrt,
Am eignen Licht nur wollt' er ſich erlaben;

Aus Furcht, das reine Bild, ſo keuſch verklärt,
Getrübt zu ſehn im Spiegel meiner Bruſt,
Wie Seeflut, über die ein Lüftchen fährt.

Und jene Reue, daß ich nicht gewußt
Voll auszukoſten, was ſo ſchön und gut,
Sie, die Vergifterin entſchwundner Luſt,

Trieb ihren Dorn mir raſtlos in das Blut
Im Rückgedenken; ob auch noch die Pein
Der Schuld nicht an mir nagt' in wilder Glut.

Euch, edle Seelen, dir, du Sonnenſchein,
Schwör' ich's: kein niedrer Wunſch hat mich verzehrt;
Die Glut in mir war ſündelos und rein.

Und noch wird dieſe Flamme fortgenährt,
Noch lebt das ſchöne Bild in meiner Seele,
Und ob ſie nur ein Traumglück mir gewährt —

Sie bleibt der Troſt, den ich allein erwähle!

XI.

Die Blauamſel.

(1836.)

Herab von jenes alten Thurmes Zinne
Singſt du ins Feld hinaus, einſamer Vogel,
Und erſt des Tags Verſcheiden macht dich ſtumm.
Der ſüße Wohllaut ſchweift durch dieſes Thal;
In Lüften glänzt ringsum
Der Lenz und zieht frohlockend durch die Fluren,
Daß uns der Anblick zärtlich rührt die Bruſt.
Du hörſt die Schaafe blöken, Rinder brüllen,
Die andern frohen Vögel um die Wette
In tauſend Kreiſen ſchwärmen unterm Himmel,
Frohlockend dieſer Zeit, der luſtgeweihten.
Du blickſt von fern nachdenklich ins Getümmel;
Nicht an Gefährten, Flügen
Und heiterm Spiel magſt du Gefallen finden.
Du ſingſt, — und ſo entſchwinden
Dir deine wie des Jahres Blütezeiten.

Wie ähnlich, ach, verrinnt
Mein Tag dem deinen! Muntrer Scherz und Lachen,
Die ſtets der Jugendzeit Geſpielen ſind,
Und du, der Jugend holde Schweſter, Liebe,
Du bittrer Seufzer unſrer reifern Tage,
Mich rührt ihr nicht; warum? ich weiß es nicht;
Ja, euch entflöh' ich gerne.

Faſt allen Menſchen ferne,
Fremd meinem Heimathort,
Seh' ich, wie meines Lebens Lenz verſtreicht.
Sie pflegen dieſen Tag, der nun ſich neigt,
In unſerm Städtchen feſtlich zu begehn.
Horch, wie durch klare Luft das Glöckchen tönt,
Horch, wie dazwiſchen oft aus Eiſenröhren
Ein Donnern fern von Haus zu Haus erdröhnt.
Des Ortes Jugend heut
In ihren Feierkleidern
Verläßt die Häuſer, wandelt hier- und dorthin
Und ſchaut und läßt ſich ſchau'n und iſt vergnügt.
Ich geh' in Einſamkeit
Hinaus hier dieſen abgelegnen Pfad.
Ach, alle Luſt und Freude
Vertag' ich auf die Zukunft, und indeß ich
Den Blick ins Helle lenke,
Trifft mich die Sonne, die von fernen Bergen
So klar herüberſieht
Und ſcheidend mir zu ſagen ſcheint: gedenke,
Wie bald die ſel'ge Jugendzeit entflieht.

Du, einſam Vögelchen, wenn ſich zum Abend
Das Leben neigt, das dir die Sterne gönnen,
Wirſt nicht beklagen dies
Dein ſtilles Daſein; denn aus der Natur
Blüht euch all euer Glück.
Doch ich — läßt mein Geſchick
Mich zur verhaßten Schwelle
Des Greiſenthums gelangen,
Wo dieſen Augen, ſtumm für fremde Herzen,

Die Welt verödet dünkt, der nächſte Tag
Noch trauriger, als alle, die vergangen —
Wie wird mir dieſe Zeit,
Einſam verſäumt, wie werd' ich ſelbſt mir ſcheinen?
In Reue werd' ich weinen
Und ach, umſonſt zur Jugend heimverlangen.

XII.

L'infinito.*

(1831.)

Sempre caro mi fu quest' ermo colle,
E questa siepe, che da tanta parte
Dell' ultimo orizzonte il guardo esclude.
Ma sedendo e mirando, interminati
Spazi di là da quella, e sovrumani
Silenzi, e profondissima quiete
Io nel pensier mi fingo; ove per poco
Il cor non si spaura. E come il vento
Odo stormir tra queste piante, io quello
Infinito silenzio a questa voce
Vo comparando: e mi sovvien l'eterno,
E le morte stagioni, e la presente
E viva, e il suon di lei. Così tra questa
Immensità s'annega il pensier mio;
E il naufragar m'è dolce in questo mare.

* Da die Ueberſetzung dieſes und des 22ſten Gedichts (Le ricordanze) in die Novelle „Nerina" eingeflochten iſt, mögen an ihrer Stelle in der Reihe der übrigen die beiden Originale ſtehen.

XIII.

Am Abend eines Festtages.

(1831.)

So mild und hell und windstill ist die Nacht,
Und ruhig über Dächer hin und Gärten
Schwebt dort der Mond und zeigt auch in der Ferne
Klar jeden Bergesgipfel. O Geliebte,
Nun sind die Gassen stumm, nur aus den Fenstern
Schimmert noch hie und da die nächt'ge Lampe.
Du schläfst; denn deiner harrt' ein leichter Schlummer
Im lauschigen Gemach, und keine Sorge
Nagt dir am Herzen. Ach, du weißt, du ahnst nicht,
Welch eine Wunde meiner Brust du schlugst.
Du schläfst; ich tret' ans Fenster, diesen Himmel,
Der mir so gütig lächelt, zu begrüßen
Und die Natur, die alte, allgewalt'ge,
Die mich erschuf zum Leiden. Dir versag' ich
Die Hoffnung, sprach sie, selbst die Hoffnung. Dir
Soll nie das Auge glänzen, als von Thränen. —
Dies war ein Feiertag; von Spiel und Kurzweil
Ruhst du nun aus und denkst vielleicht im Traum
An Alle, denen heute du gefielst
Und die dir selbst gefielen. Ich — nie hofft' ich's —
Bin unter Diesen nicht. Indessen frag' ich,
Wie lang dies Leben währt, und hier zu Boden
Werf' ich mich stöhnend. Fürchterliche Tage
In solcher Jugend! Unfern auf der Straße
Kann ich den einsamen Gesang vernehmen

Des Tagelöhners, der in ſpäter Nacht
Heimkehrt vom Feſt in ſeine arme Hütte,
Und heftig ſchnürt ſich mir das Herz zuſammen,
Denk' ich, wie Alles in der Welt vergeht
Und kaum noch Spuren läßt. Verflogen iſt
Der Feſttag, und dem Feiertage folgt
Der Werkeltag, und ſo entführt die Zeit
Ein jedes Menſchenloos. Wo iſt nun hin
Der Ruf der alten Völker? Wo die Stimme
Unſrer erlauchten Ahnen und das Weltreich
Des großen Rom, die Waffen und das Toſen,
Das einſt erſchollen über Land und Meer?
Alles iſt Ruh und Frieden, ſtille liegt
Die weite Welt, und Niemand ſpricht von Jenen.
In meiner Jugendzeit, da noch mit Sehnſucht
Den Feſttag ich erharrte, wenn er dann
Vergangen war, lag ich in Schmerzen wach
Auf meinem Bette; und in ſpäter Nacht
Ein Lied, das mir heraufklang von der Straße
Und ſich entfernend nach und nach erſtarb —
Ganz ſo wie heut beklemmte mir's das Herz!

XIV.

An den Mond.

(1831.)

O lieblichklarer Mond, ich denke dran
Wie ich, nun wird's ein Jahr, von dieſem Hügel
Das Herz voll Schwermuth zu dir aufgeblickt.
Du ſchwebteſt damals über jenem Walde
Ganz ſo wie heut, wo du ihn voll verklärſt;
Doch nebelhaft und zitternd, da von Thränen
Die Wimper überquoll, erſchien dein Bild
Damals vor meinem Blick; denn leidvoll war
Mein Leben, wie noch heut und alle Zeit,
O mein geliebter Mond. Und doch erfreut mich
Erinnrung; denn ich zähle gern, wie alt
Mein Kummer wird. O wie ſo reizend iſt's,
In jungen Jahren, wo die Bahn der Hoffnung
Noch lang und kurz nur des Erinnerns Pfad,
Zurückzudenken an vergangne Dinge,
Selbſt wenn ſie trüb ſind und das Leid noch währt!

XV.

Der Traum.

(1831.)

Noch frühe war's. Durch die geſchloſſnen Läden
Stahl über den Balcon der erſte Schein
Des Morgenroths ſich in mein dunkles Zimmer.
Da, um die Zeit, wo leichter ſchon und ſüßer
Der Schlummer uns die Wimpern überſchattet,
Stand plötzlich neben mir und ſah mich an
Das Bildniß Jener, die zuerſt mich Liebe
Gelehrt und dann in Thränen mich verlaſſen.
Nicht todt, nur traurig ſchien ſie mir, das Antlitz
Verwandelt wie von ſchwerem Leid. Die Rechte
Bewegte ſie nach meinem Haupt und ſprach
Mit Seufzen: Lebſt du und gedenkſt noch irgend
An mich? — Woher, entgegnet' ich, und wie
Kommſt du, geliebte Schönheit? Ach, wie trug ich,
Wie trag' ich Leid um dich, und glaubte nicht,
Du könneſt darum wiſſen, und mein Schmerz
Ward ärmer nur an Troſt durch dieſen Wahn.
Doch willſt du nun mich abermals verlaſſen?
Ich fürcht' es ſehr. O ſage, wie erging dir's?
Biſt du noch, die du warſt? Und was bekümmert
Die Seele dir? — Vergeſſenheit umnachtet
Deine Gedanken, und der Schlaf umhüllt ſie,
Sprach Jene. Ich bin todt. Du ſchauteſt mich
Zum letzten Mal vor Monden. — Bei den Worten
Drang ein unendlich Weh durch meine Bruſt.

Und ſie fuhr fort: Im Flor der Jahre ſtarb ich,
Wo Leben uns am ſüßeſten, und eh' noch
Das Herz begriffen, wie ſo völlig eitel
Der Menſchen Hoffnung. Den herbeizuwünſchen,
Der ihn erlöſ't von allem Leid, wie liegt's
Dem kranken Menſchen nah! Doch troſtlos naht
Der Tod der Jugend, und ein hartes Schickſal
Ereilt die Hoffnung, die im Grab erliſcht.
Nicht frommt's zu wiſſen, was Natur verbirgt
Den Neulingen im Leben; und um Vieles
Iſt unerfahrner Weisheit vorzuziehn
Der blinde Schmerz. — O Unglückſel'ge, Theure,
O ſchweige, rief ich, ſchweige! Deine Worte
Zerreißen mir das Herz. So biſt du wirklich
Todt, o Geliebte, und ich leb', und ſo
War es verhängt, daß dieſer theure Leib,
Der zärtliche, im bangen Todesſchweiß
Vergehen ſollt' und ich behielte dieſe
Elende Hülle? Ach, ſo oft ich auch
Bedenke, daß du nicht mehr lebſt und ich
Nie in der Welt dich werde wiederfinden,
Nie kann ich's glauben! Wehe mir! was iſt
Das Weſen, das man Tod nennt? Heut einmal
Könnt' ich's erfahren und mein wehrlos Haupt
Dem grimmen Haſſe des Geſchicks entziehn.
Jung bin ich noch, doch ſchwindet und verzehrt ſich
Mein junges Leben wie ein Greiſenthum,
Vor dem mir graut, obwohl mirs noch ſo fern.
Doch kaum vom Greiſenalter unterſcheidet
Sich meine Blütezeit. — Zum Weinen wurden
Wir Zwei geboren, ſprach ſie. Unſerm Leben

Hat nie das Glück gelacht; der Himmel freute
Sich unſrer Qual. — Wenn denn das Aug' von Thränen,
Sprach ich, von Bläſſe das Geſicht verſchleiert
Um deines Scheidens willen und das Herz,
Mir ſchwer von Angſt iſt, ſage mir: hat je
Von Lieb' ein Funken oder Mitleid gegen
Den armen Liebenden dein Herz bewegt,
So lang du lebteſt? In Verzweiflung damals,
Dann wieder hoffend lebt' ich Tag' und Nächte;
Am leeren Zweifel müdet heut die Seele
Sich ab. Drum wenn auch nur ein einzig Mal
Du Leid gefühlt um mein verdüſtert Leben,
Verbirg mir's nicht, ich flehe, und Erinnrung,
Jetzt da die Zukunft unſerm Leben fehlt,
Sei mir ein Troſt. Und ſie: Getröſte dich,
Unglücklicher! Ich war an Mitleid nie
Dir karg, ſo lang ich lebte, noch auch jetzt;
Denn elend war auch ich. Beklage nicht
Dies unglückſeligſte von allen Mädchen. —
Bei unſern Leiden, bei der heißen Liebe,
Die in mir lodert, rief ich, bei dem holden
Namen der Jugend, unſrer Tage früh
Verlorner Hoffnung: o vergönn' es, Theure,
Daß ich die Hand dir faſſen darf! — Da reichte
Sie ſanft und traurig ſie mir hin. Und als ich
Mit Küſſen ſie bedecke und, erbebend
Von bittrem Weh und Wonne, an die Bruſt,
Die wallende, ſie drücke, Bruſt und Antlitz
In feuchte Glut getaucht und mir im Halſe
Die Stimme ſtockt, wankt ſchon der Tag vorm Auge.

Und ſie darauf, in meine Augen zärtlich
Die ihren heftend: Freund, vergiſſeſt du,
Sprach ſie, daß ich von jedem Reiz entblößt bin?
Und doch umſonſt, Unglücklicher, in Liebe
Bebſt und erglühſt du! Aber nun lebwohl;
Denn unſre armen Seelen, unſre Körper
Sind ewiglich getrennt. Nicht mehr für mich
Lebſt du und ſollſt du leben. Deinen Schwur
Zerriß das Schickſal. — Da in meiner Angſt
Aufſchreien wollt' ich, und vergehend faſt,
Die Augen ſchwer von hoffnungsloſen Thränen,
Erwacht' ich aus dem Schlaf. Vor meinen Blicken
Stand ſie noch immer, und noch immer glaubt' ich
Ihr Bild zu ſehn im ſchwanken Strahl der Sonne.

XVI.

Einſames Leben.

(1831.)

Am frühen Tage, wenn mit Flügelſchlagen
Die Henne munter im verſchloſſnen Hauſe
Sich regt und gackert und der Landbewohner
Auf den Altan hinaustritt, während zitternd
Die Sonnenpfeile durch den Tropfenfall
Des Nebels dringen, weckt der Regen mich,
Sacht an das Fenſter meiner Hütte klopfend.
Da ſteh' ich auf, und jene leichten Wölkchen,
Der Vögel erſtes Zwitſchern und die Friſche
Der Lüfte ſegn' ich und die heitren Fluren.
Denn euch, der Stadt unſel'ge Mauern, ſah ich
Nun lang genug und weiß: in euch iſt immer
Dem Schmerz der Haß geſellt; ach, und in Schmerzen
Leb' ich und ſterbe ſo, — wohl bald! Nur hier,
In dieſen Stätten, gönnt Natur, wie karg auch,
Ein ſtilles Mitleid mir, dem ſie dereinſt
So huldvoll ſich bewies! Und du auch wendeſt
Vom Unglück ab den Blick; auch du verſchmähſt
Die Armen und Beladnen, o Natur,
Und huldigſt nur dem Glück. So bleibt im Himmel
Kein Freund und auf der Erde keine Zuflucht
Dem Unglückſel'gen, als ein ſcharfer Stahl.

Zuweilen raſt' ich einſam irgendwo
Auf einem Hügel, an des Weihers Saum,
Von traurigſtummen Pflanzen rings umkränzt.

Dort, wenn der Mittag ſich am Himmel neigt,
Spiegelt ihr ruhig Bild die hohe Sonne,
Im Winde regt ſich weder Halm noch Blatt,
Kein Wellchen kräuſelt ſich, kein Heimchen hörſt du,
Nicht einen Vogel ſchwirren im Gezweig;
Kein Falter flattert, weit und breit vernimmſt
Und ſiehſt du Nichts, was tönt und ſich bewegt.
Um dieſe Ufer webt die tiefſte Ruhe,
Daß faſt der Welt und meiner ſelbſt vergeſſend
Ich reglos ſitze, ja mir iſt, als wären
Die Glieder mir gelöſ't, kein Hauch, kein Fühlen
Bewegte ſie, und ihre alte Ruhe
Verſchmölze mit der Stille dieſes Orts.

O Lieb', o Liebe, wie ſo weit entflohſt du
Von dieſer Bruſt, die einſt ſo warm gefühlt,
Ja, glühend heiß! Mit ſeiner kalten Hand
Ergriff das Unglück ſie, bis ſie vereiſ'te
Im Flor der Jahre. Jener Zeit gedenkt mir's,
Da du mein Herz durchbebteſt, jener ſüßen,
Ewig verlornen Zeit, wo ſich zuerſt
Dem jungen Blick der Schauplatz dieſer armen
Unſel'gen Welt eröffnet, mit dem Lächeln
Des Paradieſes. Ach, jungfräulich Hoffen
Und ſüße Sehnſucht macht das Herz des Jünglings
Im Buſen klopfen, und der arme Menſch
Schickt ſich zur Arbeit dieſes Lebens, wie
Zu Tanz und Spiel. Doch kaum, o Liebe, war
Ich deiner inne worden, als das Schickſal
Mein Leben ſchon zerbrach, und dieſen Augen
Nichts mehr geziemt', als für und für zu weinen.

Zuweilen nur, wenn auf den Frühlingsfluren,
Beim ſtillen Frühroth oder wenn im Glanz
Der Sonne Dächer, An'n und Hügel ſchimmern,
Ich eines holden Mädchens Antlitz ſchaue,
Oder ſo oft ich in der milden Ruhe
Der Sommernacht den Schritt, der ziellos ſchweift,
Anhaltend vor des Dorfes kleinen Hütten
Das öde Land betrachte, und ein Mädchen,
Das noch die Nacht zu ihrer Arbeit nützt,
Mit heller Stimme im verlaſſnen Zimmer
Zu ſingen anhebt: plötzlich klopft mir ſtürmiſch
Dies ſchon verſteinte Herz; doch ach, wie bald
Sinkt es zurück in ſeine eh'rne Dumpfheit,
Denn allem Süßen fremd ward dieſe Bruſt.

O holder Mond, bei deſſen ſanftem Strahl
Im Wald die Haſen tanzen, — und der Jäger
Schilt dann des Morgens, wenn er alle Fährten
Verwirrt und trüglich findet und die Spur
Vom Neſt des Wildes ablenkt, — ſei gegrüßt,
Du güt'ge Herrſcherin der Nacht! Es gleitet
Verhaßt dein Strahl durch Wald und Klippen oder
In öde Trümmer auf den Dolch herab
Des bleichen Räubers, der geſpannten Ohrs
Auf das Geräuſch der Räder und der Roſſe
Von ferne lauert, oder auf den Fußtritt
Im ſtillen Hohlweg; plötzlich mit dem Klirren
Der Waffen und dem rauhen Ruf der Stimme
Und der geſchwärzten Larve macht zu Eis er
Des Wandrers Herz erſtarren, den er blutend
Und nackt im Dickicht läßt. Verhaßt begegnet

Dein weißes Licht dort in der Städte Gaſſen
Dem feigen Buhler, der entlang den Mauern
Der Häuſer ſchleicht und im verſtohlnen Schatten
Sich hält und plötzlich ſtehen bleibt, erſchreckt
Vom Strahle der Laternen und der offnen
Balcone. Arger Menſchenbrut verhaßt,
Wird mir dein Anblick immer lieblich ſein
In dieſen Fluren, wo du Andres nicht
Als heitre Hügel, weitgedehnte Felder
Dem Auge zeigſt. Und dennoch pflegt' ich einſt,
Obwohl ich ſchuldlos lebte, deinen zarten
Strahl zu verwünſchen an bewohnten Stätten,
Wenn er dem Blick der Menſchen mich verrieth,
Menſchliche Formen meinem Aug' enthüllte.
Nun will ich ſtets dich preiſen, mag ich durch
Gewölk dich ſchwimmen ſehen, oder heiter
Als Königin des hohen Aetherraumes
Zum Thränenthal der Menſchen niederblicken.
Mich wirſt du oft noch ſchauen, ſtumm und einſam
Durch Wälder irrend und durch grüne Ufer,
Oder im Graſe ſitzend, hochzufrieden,
Wenn Kraft und Athem nur zum Seufzen bleibt!

XVII.

Conſalvo.

(1836.)

Dem Ziele ſeines Erdenlebens nah
Lag nun Conſalvo, und der alte Hader
Mit ſeinem Schickſal war geſtillt; denn mitten
Im fünften Luſtrum hing ſchon das erſehnte
Vergeſſen ihm zu Häupten. Wie ſeit lange,
So lag er auch an ſeinem Todestage,
Verlaſſen von den liebſten Freunden allen.
Bleibt in der Welt kein Freund doch auf die Länge
Dem Menſchen treu, der ſich der Welt verſchließt.
Doch bei ihm war, von Mitgefühl bewegt,
Den Armen, einſam Scheidenden zu tröſten,
Die immer und allein ſein Herz erfüllte,
Elvira, allverehrt um ihre Schönheit,
Wohl ihrer Macht bewußt, wohl wiſſend, daß
Ein heitrer Blick von ihr, Ein ſüßes Wort,
Ihr tauſend Mal und tauſend nachgeſprochen
In treueſter Erinnrung, Troſt und Nahrung
Ihm war in hoffnungsloſer Liebesqual,
Obwohl ſie ſelbſt noch nie ein Wort der Liebe
Von ihm vernommen. Sein Gemüth beherrſchte,
Noch allgewalt'ger als die tiefe Sehnſucht,
Geheime Scheu. So ſehr zum Kind und Sklaven
Macht' ihn das Uebermaß der Leidenſchaft.

Doch endlich löſ'te ſeiner Zunge Feſſel
Der Tod; denn als er fühlt' an ſichern Zeichen,

Daß ſeines Scheidens Tag gekommen ſei,
Und ſie hinweggehn wollte, faſſt' er ſie
An ihrer weißen Hand mit leiſem Druck
Und ſprach: Du gehſt; die Stunde treibt dich fort.
Lebwohl, Elvira! Heut wohl ſeh' ich dich
Zum letzten Mal. Nun denn ade! Ich ſage
Dir Dank für deine Sorg' und Müh', ſo innig
Es nur mein Mund vermag. Ein Höh'rer wird ſie
Dir lohnen, wenn der Himmel Gutthat lohnt. —
Bleich ward die Schöne, und den Buſen hob ihr
Ein ſchwerer Seufzer; denn dem Menſchen, wär' er
Auch nur ein Fremder, ſchnürt doch ſtets ein Schmerz
Die Bruſt zuſammen, wenn ein Scheidender
Für immer Abſchied nimmt. Und widerſprechen,
Verhehlen wollte ſie das Nahn des Schickſals
Dem Sterbenden. Doch er kam ihrer Rede
Zuvor und ſagte: Lang erſehnt, du weißt es,
Und heiß herbeigewünſcht, doch nicht gefürchtet
Kommt über mich der Tod, und dieſer Tag
Des Scheidens dünkt mich froh. Wohl wird mir's ſchwer,
Für immer dich zu laſſen. Ach, für immer
Scheid' ich von dir! Das Herz zerſchneidet mir
Dies Wort! Dies Auge ſoll ich nimmer ſehn,
Noch deine Stimme hören! Sag, bevor du
Auf ewig von mir gehſt, Elvira, willſt du
Nicht Einen Kuß mir gönnen? Einen Kuß nur
In meinem ganzen Leben? Sterbenden
Verſagt man keine Bitte. Auch nicht prahlen
Kann ich mit dieſer Gunſt, ich Halberloſchner,

Dem bald, noch heute, fremde Hand die Lippen
Auf ewig ſchließen wird. — Nach dieſem Wort
Drückt' er erſeufzend ſeine kalten Lippen
Inbrünſtig auf der Heißgeliebten Hand.

Unſchlüſſig, in nachdenklicher Geberde
Stand erſt die Wunderſchöne, heftete
Den Blick, von tauſend Reizen ſprühend, feſt
Auf den des Unglücklichen, drinnen noch
Die letzte Thräne glänzte. Und ſie bracht' es
Nicht übers Herz, die Bitte zu verſagen,
Sein traurig Scheiden zu verbittern. Mitleid
Mit ſeiner Glut, um die ſie wußte, zwang ſie.
Und jenes Himmelsantlitz, jenen Mund,
Nach dem er heiß geſchmachtet, der ſeit Jahren
All ſeinen Träumen ſehnlich vorgeſchwebt,
Sanft nähert' ſie dem leidenvollen Antlitz,
Das ſchon erblichen war von Todeswehen,
Und drückte Kuß um Kuß, ganz holde Güte
Und hohes Mitleid, auf die bangen Lippen
Des Liebenden, der vor Entzücken bebte.

Wie war dir da? In welchem Licht erſchien
Nun Leben, Tod und Unglück deinen Augen,
Conſalvo, kurz vorm Scheiden? Jene Hand
Der Theuren, die er noch in ſeiner hielt,
Legt' er aufs Herz, drin ſchon die letzten Schläge
Des Todes und der Liebe zitterten,
Und ſeufzt': Elvira, o Elvira, bin ich
Noch auf der Erde? Waren dieſe Lippen
Denn deine Lippen? Drück' ich deine Hand?

Ach, ein Geſicht des Jenſeits ſcheint es mir,
Ein weſenloſer Traum! Wie viel, Elvira,
Wie viel dank' ich dem Tode! Nie zuvor
War meine Liebe dir verborgen, dir nicht
Und keinem Andern; wahre Liebe bleibt
Auf Erden nicht verborgen. Sprach ſie doch
Dir klar genug in Blicken und Geberden
Und Mienen; ach, in Worten nie. Und jetzt noch
Wär' ſtumm geblieben dies unendliche
Gefühl, das mich beherrſcht, hätt' es der Tod
Nicht kühn gemacht. Nun ſterb' ich ausgeſöhnt
Mit meinem Schickſal und beklag' es nimmer,
Daß ich das Licht ſah. Nicht vergebens lebt' ich,
Da mir's gegönnt ward, dieſen Mund an meinem
Zu fühlen. Nein, vielmehr beſeligt dünkt mir
Mein Loos. Zwei holde Güter birgt die Welt:
Liebe und Tod. Dem einen führt der Himmel
Im Jugendflor mich zu; vom Andern ward mir
Genug des Glücks zu Theil. Ach, hättſt du Einmal,
Ein einzig Mal dies lange Sehnen mir
Beſchwichtigt und geſtillt, die Erde wäre
Hinfort für immer den bekehrten Augen
Ein Paradies erſchienen. Selbſt das Alter,
Das tiefverhaßte Greiſenalter hätt' ich
Gelaſſnen Muths ertragen; aufrecht hätte
Mich ſtets erhalten eines einzigen
Moments Erinnrung, der Gedank': ich war
Beglückt vor allen Glücklichen. Doch ach,
So hohe Wonne gönnt der Himmel nicht
Dem irdiſchen Geſchöpf. So überſchwänglich

Liebt nicht, wer glücklich liebt. Und gerne drum
Hätt' ich mich Henkern überliefert, wäre
Zu Geißelung und Rad und glüh'ndem Eisen
Geeilt aus deinen Armen und hernach
Furchtlos hinabgetaucht in ewige Qual.

Elvira, o Elvira, selig Der,
Sel'ger als alle Götter, dem in Liebe
Du je zulächelst! Selig ihm zunächst,
Wer dir sein Blut und Leben opfern kann.
Es darf, es darf der Mensch — nicht ist's ein Traum,
Wie lang ich wähnte, — schon auf Erden darf
Er Glück genießen! Jenen Tag erfuhr ich's,
Da ich dein Antlitz sah. Wohl sollte dies
Mir tödtlich werden. Dennoch hab' ich nie
Mit klaren Sinnen, nie in so viel Aengsten
Verwünschen können jenen Unheilstag!

Du lebe glücklich nun, Geliebte, schmücke
Die Welt mit deinem Antlitz. Keiner wird
Dich lieben, so wie ich dich liebte. Nie
Kehrt solche Liebe wieder. Ach, wie schmerzlich
Hat in den langen Jahren dich der arme
Consalvo hergewünscht, ersehnt!
Wie pflegt' ich bei Elvira's Namen zitternd,
Die Brust von Frost durchschauert, zu erblassen,
Wenn deine Schwelle gramvoll ich betrat,
Bei deiner Engelsstimme, bei dem Anblick
Der weißen Stirn, der ich vorm Tod nicht bebe!
Doch nun versagt der Athem und das Leben

Dem Laut der Liebe. Meine Zeit iſt um;
Nicht ſoll ich dieſes Tags mich mehr erinnern.
Fahrwohl, Elvira! Mit dem Lebensfunken
Trennt dein geliebtes Bild ſich endlich nun
Von meinem Herzen. Lebewohl! Und zürnſt du
Nicht dieſer Liebe, ſende morgen, wenn
Es Nacht wird, einen Seufzer meiner Bahre!

Er ſchwieg. Nicht lange mehr, und mit der Stimme
Schwand ſein Bewußtſein; noch vor Abend war
Sein erſter Glückstag ſeinem Blick entſchwunden.

XVIII.

An die Geliebte.

(1824.)

Du Holde, die mein Sehnen
Von fern erregt mit tiefverhüllten Zügen,
Mich läßt im Traum nur wähnen,
Ihr himmliſch Bild zu ſchauen,
Und wenn am ſchönen Tag
In Wonne lachend die Gefilde liegen:
Sag, lebteſt du dein Leben
Schon in der goldnen Zeit, der unſchuldsvollen,
Um heut' uns zu umſchweben
Als Schatten? Oder hat ein neidiſch Walten
Des Schickſals dich der Zukunft vorbehalten?

Die Hoffnung iſt geſchwunden,
Dich je zu ſchau'n im Leben;
Erſt dann vielleicht, wenn hüllenlos mein Geiſt
Nach fremden Stätten einſam wird entſchweben
Auf neuem Pfad. Schon einſt im Morgengrauen
Des Erdentags mit ungewiſſem Scheine
Glaubt' ich, auf dieſer rauhen Erde ſei'ſt
Auch du beſtimmt zur Pilgerſchaft. Doch fand ich
Nichts Irdiſches dir ähnlich. Wenn auch Eine
Dir glich' an Zügen, an Geberd' und Rede, —
An Reiz und Anmuth überträfſt du Jede.

Wenn unter all den Leiden,
Die Sterblichen verhängt ſind vom Geſchick,
Leibhaft und ſo wie dich mein Geiſt geträumt

Dich Einer liebt' auf Erden, — dieſes Leben
Wär' ihm ein ſel'ges Glück;
Ich fühl' es tief: nach Ruhm und Tugend ſtreben
Würd' ich aufs Neue, wie in junger Zeit,
Um deiner Liebe willen. Jetzt gewährt
Der Himmel keine Lindrung meinem Leid.
Mit dir vereinigt wäre ſchon hinieden
Ein göttergleiches Daſein mir beſchieden.

In Thälern, wo das Lied
Des fleiß'gen Landmanns hinterm Pflug ertönt,
Sitz' ich verſenkt in Sehnen
Nach meinem Jugendtraum, der nun entflieht.
Und fließen auf den Hügeln meine Thränen,
Weil meinen Tagen jede Sehnſucht, jede
Hoffnung entſchwand, — auf einmal, denk' ich dein,
Pocht neuerweckt mein Herz. O könnt' ich nur
In dieſer düſtern Zeit voll Schmach und Pein
Dein hohes Bild bewahren, das ſo mild,
Obwohl ihm Leben fehlt, die Seele ſtillt!

Biſt du vielleicht der ew'gen
Ideeen eine, der die ew'ge Weisheit
Ein ſinnliches Gewand nicht wollte geben,
Nicht ſie in ſchwacher Hülle
Verſtoßen in dies todgeweihte Leben?
Wie, oder ward zum Wohnort dir erſehen
Ein neu Geſtirn aus aller Welten Fülle,
Wo ſchöner als die Sonne dich umſtrahlt
Der nächſte Stern und mildre Lüfte wehen?
So nimm aus dieſer Welt, ſo leidgetrübt,
Das Lied des Unbekannten, der dich liebt!

XIX.

An den Grafen Carlo Pepoli.

(1826.)

Den ſchweren, unruhvollen Schlummer, den
Wir Leben nennen, wie erträgſt du ihn,
Mein Pepoli? An welchen Hoffnungen
Stärkſt du dein Herz? Was für Gedanken, welche
Geſchäfte, heiter oder läſtig, füllen
Die Muße, die, ein mühevolles Erbtheil,
Du von den Ahnen überkamſt? Das Leben
In jedem ird'ſchen Stand iſt immer müſſig,
Wenn alles Thun und Schaffen, das nicht ſtrebt
Nach würd'gen Zielen oder nie den Zweck
Erreichen kann, für mehr nicht gelten mag
Als eitel Müſſiggang. Der fleiß'ge Haufe,
Den hinterm Pflug, im Garten, bei den Heerden
Das ſtille Frühroth wie der Abend trifft,
Wenn du ihn müſſig nennſt, da er ſein Leben
Nur friſtet, um zu leben, und dem Menſchen
Das Leben an ſich ſelber werthlos iſt,
So ſprichſt du recht und wahr. Die Tag' und Nächte
Verdehnt der Schiffer müſſig. Müſſiggang
Iſt all das Schweißvergießen in der Werkſtatt,
Des Kriegers kühner Wacht- und Waffendienſt,
Und müſſig lebt der geiz'ge Handelsmann.
Denn jenes holde Glück, nach dem allein
Sich ſehnt und ſtrebt die ſterbliche Natur,

Niemand erwirbt es, weder ſich noch Andern,
Durch Sorg' und Schweiß, durch Wachen und Gefahr.
Doch für die herbe Sehnſucht, die ſo raſtlos
Vom Anbeginn der Welt die Sterblichen
Nach Glück begehren heißt und ſtets umſonſt,
Hat die Natur als lindernde Arznei
Im Elend dieſes Lebens mannichfache
Nothdurft geſchaffen, die man nicht befriedigt
Müh- und gedankenlos, auf daß der Tag,
Kann er nicht fröhlich ſein, doch ausgefüllt ſei
Dem menſchlichen Geſchlecht und, ſo geſtört
Und irrgeleitet, jene Sehnſucht minder
Das Herz beſtürmen mag. So ſehn wir auch
Der Thiere rege Brut, der gleichfalls einzig
Und gleich vergeblich, wie uns ſelbſt, die Sehnſucht,
Glücklich zu ſein, im Innern lebt, auf das
Bedacht, was noth zum Leben, minder traurig
Als wir und leichter ihre Zeit verbringen
Und nicht der Stunden trägen Schritt verklagen.
Doch uns, die Andern wir die Sorge laſſen
Für unſre Lebensnothdurft, uns bedrückt
Nur eine ſchlimmre Noth, die außer uns
Kein Andrer lindern kann, die wir nicht mühlos
Und leicht befried'gen: die Nothwendigkeit,
Das Leben hinzubringen, eine harte,
Eh'rne Nothwendigkeit, von der nicht Schätze,
Noch reiche Heerden oder fette Fluren,
Nicht Prunk des Hofes noch ein Purpurmantel
Den Menſchen je befrei'n. Und wenn im Grimm
Auf unſer ödes Leben und das Licht
Des Himmels haſſend, wir die Mörderhand,

Dem zögernden Geſchick zuvorzukommen,
Nicht an uns ſelber legen, ſuchen wir,
Das Nagen jener unheilbaren Sehnſucht
Nach Glück zu ſtillen, tauſend Arzenei'n,
Ohnmächtig all', ein trauriger Erſatz
Für jene eine, die Natur uns bietet.

Bald füllt die Pflege von Gewand und Haar
Und Gang und Haltung und die eitle Sorge
Für Pferd' und Wagen, Luſt an vollen Sälen,
Lärmvollen Plätzen oder ſchönen Gärten,
Bald füllen Spieltiſch, Gaſterei'n und Tänze
Dem Vielbeneideten die Tag' und Nächte;
Stets lächelt ſeine Lippe, doch im Buſen
Ach, in der tiefſten Seele feſt und ſtarr
Gleich einer diamantnen Säule ſitzt
Die ew'ge Langeweile, gegen die
Der Jugend Zauber nichts vermag und nichts
Die ſüße Plauderkunſt von Roſenlippen
Und nichts der Blick, der zärtlich bebende,
Aus ſchwarzen Augen, jener ſüße Blick,
Das himmelswürdigſte der Erdengüter.

Ein Andrer, gleich als könn' er ſo entfliehn
Dem herben Menſchenloos, wenn Land und Luft er
Beſtändig wechſelt, irrt durch Berg' und Meere,
Durchſtreift den ganzen Erdkreis; jede Grenze
Des Raums, die uns Natur im endlos weiten
Gefild des Alls eröffnet, mißt er aus
In ſtetem Wandern. Ach, am hohen Bord
Des Schiffes reiſ't die ſchwarze Sorge mit!

In jedem Luftſtrich, jedem Land umſonſt
Ruft er nach Glück; rings lebt und herrſcht die Trauer.

Ein Andrer wählt die rauhen Werke ſich
Des Kriegs zur Kurzweil, taucht in Bruderblut
Die Hand zum Zeitvertreib; ein Andrer weidet
Sich an des Nächſten Unglück, denkt, es werd'
Ihm frommen, wenn er Andre elend macht,
Und wendet ſeine Zeit auf Unheilſtiften.
Und während Der ſich müht um Tugend, Künſte
Und Wiſſenſchaft, iſt Jener nur bedacht,
Sein eignes oder fremdes Volk zu knechten,
Stört ferne Länder aus der alten Ruhe
Und füllt mit Handel, Krieg und ſchlauen Ränken
Die zugemeſſne Friſt des Lebens aus.

Doch dich beherrſchen ſanftre Neigungen
Und ſüßre Sorgen in der Jugend Flor,
Dem holden Lenz des Lebens, jenem höchſten
Geſchenk des Himmels, aber hart und bitter
Dem, der ein Vaterland entbehrt. Dich treibt
Die Luſt an Liedern und im Wort zu ſchildern
Das Schöne, das ſo ſelten, karg und flüchtig
Der Welt erſcheint und das uns, gütiger
Als Himmel und Natur, ſo unerſchöpflich
Die holde Phantaſie und eigner Wahn
Hell vor die Seele zaubern. Tauſendmal
Glückſelig, wer die leichtverwelkte Kraft
Der trauten Einbildung nicht ſchwinden fühlt,
Wie auch die Jahre fliehn; wem das Geſchick

Des Herzens ew'ge Jugend gönnen will,
Wer in der Vollkraft wie in müder Zeit,
So wie er einſt gepflegt in grüner Jugend,
Im Innern ſeiner Bruſt Natur verſchönt,
Die Wüſte wie den Tod belebt. Dir gönne
Der Himmel ſolches Glück. Der Funke, der
Dir heut den Buſen wärmt, er laſſe dich
Die Dichtkunſt lieben noch als Greis. Doch ich —
Schon fühl' ich all den ſüßen Jugendwahn
Hinſchwinden und vor meinem Blick erblaſſen
Die frohen Bilder, die ich ach, ſo ſehr
Geliebt, an die ich bis zur letzten Stunde
In Sehnſucht und mit Thränen denken muß.
Und wenn nun dieſer Buſen ganz erſtarrt
Und kalt geworden, nicht die heitre Stille,
Die einſam auf den ſonnigen Feldern ruht,
Noch der Geſang der morgenfrohen Vögel
Im Frühling, nicht das ſtille Mondenlicht
Auf Höh'n und Tiefen unterm reinen Himmel
Mein Herz mehr rühren können, wenn mir ſtumm
Und leblos ward, was Schönes die Natur
Und Kunſt mir zeigt, ein jedes Hochgefühl
Und jede zarte Regung fern und fremd:
Dann will ich, bettelnd um den letzten Troſt,
Zu andrem, minder frohem Thun mich wenden,
Des eh'rnen Lebens undankbaren Reſt
Nur ihm noch weih'n. Erforſchen will ich dann
Die herbe Wahrheit: was die blinden Looſe
Der ſterblichen und ew'gen Dinge meinen,
Wozu die Menſchheit, ſo mit Qual beladen,
Erſchaffen ward; zu welchem letzten Ziel

Natur ſie treibt und Schickſal; wen doch nur
All unſer Leiden freu'n und fördern mag;
Wohin, nach welcher Ordnung und Geſetz
Dies räthſelhafte Weltall kreiſ't, das höchlich
Die Weiſen rühmen, ich nur kalt beſtaune.

In ſolchem Grübeln werd' ich meine Muße
Verbringen. Denn erkannte Wahrheit, ob ſie
Auch troſtlos ſei, hat ihren Reiz. Und ſind
Dann meine Worte, Wahrheit kündend, nicht
Der Welt willkommen oder unverſtändlich,
Mich kränkt es nicht, da längſt die alte ſchöne
Begier nach Ruhm mir wird erloſchen ſein:
Ruhm — jener Götze, der nicht nur ein Wahn,
Nein, blinder auch als Schickſal iſt und Liebe.

XX.

Die Auferſtehung.

(1831.)

Vorbei für immer wähnt' ich ſchon
In meiner Jugend Blüte,
Die einſt die Bruſt durchglühte,
Ach, all die ſüße Qual;

Die ſüße Qual, der zärtlichen
Gefühle tiefes Beben,
Was irgend nur das Leben
Uns lieblich macht zumal.

Wie ſtreut' ich meine Klagen da
Und Thränen in die Winde,
Als unter Eiſesrinde
Erſtorben ſchien das Leid;

Das Klopfen ſchwieg, das ſtürmiſche,
Der Liebe Glut verglommen,
Das Herz ſtarr und beklommen
Kein Seufzer mehr befreit.

Da weint' ich, daß ſo freudenlos
Mein Leben ſchwinden werde,
Daß rings um mich die Erde
Verſteint in ew'gem Froſt.

Der Tag verödet, öder noch
Der Nächte ſtummes Dunkel;
Nicht Mond, noch Sterngefunkel
Gab meinen Augen Troſt.

Doch jener Thränen Quelle war
Die alte Liebeswunde;
Tief in des Buſens Grunde
Fortlebte noch das Herz.

Noch ſehnt' es nach den Bildern ſich,
Daran ſich's einſt entzückte.
Der Gram, der mich bedrückte,
War immer noch ein Schmerz.

Doch bald erlöſchen fühlt' ich auch
Des Schmerzes letzten Funken,
Die Kraft in mir verſunken,
Zu klagen meine Noth.

Da lag ich; fühllos, ſinnberaubt
Nach keinem Troſt verlangt' ich;
In tiefer Ohnmacht bangt' ich,
Von Herzen ſtumm und todt.

War ich denn ach, Derſelbe noch,
Der ſolche Glut vorzeiten,
So trunkne Seligkeiten
Genährt in ſeiner Bruſt?

Die Schwalbe, die ſo frühe ſchon
Am Fenſterſims verborgen
Zujubelte dem Morgen,
Nicht hört' ich ſie mit Luſt.

Und nicht wie ſonſt zur Herbſteszeit
Im ſtillen Landhaus freute
Mich abendlich Geläute,
Der Sonne Niedergang.

Mich grüßt' umſonſt der Abendſtern
Hoch überm dunklen Hage,
Umſonſt mit ſüßer Klage
Der Nachtigall Geſang.

Und ihr, verſtohlne, zärtliche
Glutblicke ſchöner Augen,
Daraus Verliebte ſaugen
Den ſeligſten Gewinn,

Du weiche Hand, der meinen doch
So traulich hingegeben,
Nicht konntet ihr beleben
Den dumpferſtorbnen Sinn.

Verarmt an allem Lieblichen,
Trüb war ich, doch gelaſſen,
Doch frei von Lieb' und Haſſen,
Und heitren Angeſichts.

Wohl hätt' ich gern herbeigeſehnt
Des Todes tiefern Frieden,
Doch in der Bruſt, der müden,
Hofft' und erſehnt' ich Nichts.

Wie eines welken Greiſenthums
Armſelig nackte Reſte
Hab' ich die Zeit der Feſte,
Den Lebenslenz verbracht.

So, thöricht Herz, verſäumteſt du
Unnennbar ſchöne Stunden,
Wo, nur zu bald entſchwunden,
Uns helle Jugend lacht.

Wer weckt mich aus der Ruhe nun,
Die lähmend mich bedrückte?
Welch neue Kraft durchzückte
Auf einmal mich mit Luſt?

Ihr Träume, ſanfte Regungen,
Herzpochen, trüglich Hoffen,
Steht wirklich euch noch offen
Die lang erſtorbne Bruſt?

Seid ihr's in Wahrheit, einziges
Licht in der Welt Gewühle,
Ihr ſehnlichen Gefühle,
Die ich ſo früh verlor?

Wohin der Blick nun ſchweifen mag,
Rings in der Fern' und Nähe,
Dringt ein geheimes Wehe,
Ein Wonneglück hervor.

Mit mir aufs Neu' beleben ſich
Geſtade, Wälder, Höhen;
Ich kann den Quell verſtehen,
Es ſpricht zu mir das Meer.

Wer giebt nach Schmerzvergeſſenheit
Die Thränen mir zurücke?
Wie ſcheint die Welt dem Blicke
Verwandelt mehr und mehr!

Hat, armes Herz, die Hoffnung gar
Ein Lächeln dir geſpendet?
Ach, ewig abgewendet
Wird ihre Huld dir ſein!

Mir gab Natur zum Erbe nur
Den ſüßen Trug der Jugend;
Die angeborne Tugend
Erlag der langen Pein.

Doch nur betäubt, nicht ausgelöſcht
Vom ſchweren Leidgeſchicke,
Sah ſie mit feſtem Blicke
Der Wahrheit ins Geſicht;

Vor deren Blick — ich weiß es ja! —
Die holden Träume ſchwinden.
Wie wir in Qual uns winden,
Natur erbarmt ſich nicht.

Nie unſres Wohles eingedenk,
Des Seins nur mag ſie walten;
Dem Schmerz uns zu erhalten,
Iſt einzig ſie bemüht.

Ich weiß, es hat bei Menſchen auch
Das Mitleid keine Stätte,
Da höhnend um die Wette
Die Welt den Armen flieht;

Weiß, daß die Zeit, die klägliche,
Nichts fragt nach edlen Geiſtern
Und würd'ger Forſchung Meiſtern
Sogar den Ruhm verwehrt.

Und ihr, ihr himmliſch leuchtenden
Augen voll ſcheuen Lebens,
Ich weiß, ihr glänzt vergebens,
Von Liebe nie verklärt.

Nie blitzt in euch verſtohlenes
Gefühl von Wonne trunken,
Nie glimmt ein holder Funken
In dieſes Buſens Schnee.

Ach, einzig zum Geſpötte nur
Dient euch ein treues Herze;
Mit übermüth'gem Scherze
Belohnt ihr Liebesweh.

Und doch, aufs Neu' ergeb' ich mich
Dem alten Trug mit Willen.
Es ſtaunt das Herz im Stillen,
Wie laut es pocht in mir.

Dir, o mein Herz, verdank' ich ja
Dies letzte Lebensregen,
Der ſchönen Flamme Segen,
Und jeden Troſt nur dir.

Ich fühl's, daß dieſem adligen,
Reinen Gemüth auf immer
Gebricht des Glückes Schimmer,
Schönheit, Natur und Welt.

Doch wenn du lebſt, Unſeliges,
Unbeugſam dem Geſchicke,
Will ich nicht zeihn der Tücke
Die Macht, die mich erhält.

XXI.

An Silvia.

(1831.)

Silvia, gedenkſt du noch
An jene Zeit in deinem Erdenleben,
Als dir von Schönheit glänzte
Dein lachend Augenpaar in muntrer Helle
Und du betratſt, froh und gedankenvoll,
Des Jungfrau'nalters Schwelle?

Von früh bis ſpät erklangen
Die ſtillen Zimmer und ringsum die Gaſſen
Von deinem hellen Singen,
Wenn bei der Arbeit eifrig ohne Säumen
Du ſaßeſt und in Träumen
Von ſchöner Zukunft fröhlich war dein Sinn.
Süß duftete der Mai. So pflegteſt du
Die Tage zu verbringen.

Dann meinen theuren Büchern
Abtrünnig und den mühevollen Heften,
An die ich früh gewendet
Den beſten Theil von meinen Jugendkräften,
Wie manchmal von des Vaterhauſes Söller
Lauſcht' ich auf deine Stimme unverwandt
Und ſpähte nach der Hand,
Die flink das Linnen hin und her durchlief.
Wie ſtill die Luft ſich kühlte!

Wie golden Weg' und Gärten,
Und hier das ferne Meer und dort die Berge!
Kein Menſchenmund ſpricht aus,
Was ich im Buſen fühlte! —

Wie liebliche Gedanken,
O meine Silvia, welch ein hoffend Streben!
Wie ſchien das Menſchenleben
Uns damals wunderſam!
Bedenk' ich, wie viel Täuſchungen verglommen,
Fühl' ich mein Herz beklommen
Von troſtlos bittrem Gram,
Und all mein Elend däucht mir ſchwerer nur.
Warum, warum, Natur,
Hältſt du nicht Wort, erfülleſt
Was du verſprachſt, und trügſt die eignen Kinder,
Die du mit Wahn umhülleſt? —

Du, eh' im Winter noch die Flur erſtarrt,
Von tückiſch leiſem Siechthum hingerafft
Vergingſt, du Zärtliche, und ſchauteſt nicht
Die Blüte deiner Jahre
Und durfteſt nicht erſt fühlen,
Wie ſüß das Lob auf deine ſchwarzen Locken,
Auf deine feurigſcheuen Liebesblicke;
Nicht plauderten mit dir von holdem Glücke
Am Feſttag die Geſpielen.

Auch mir verging — wie bald! —
Mein liebſtes Hoffen, meinen Jahren auch
Verſagten die Geſchicke

Den Jugendglanz. Wie biſt du
Entſchwebt, gleich einem Hauch,
Holde Gefährtin meiner Knabenzeit,
Hoffnung, du vielbeweinte!
Das alſo iſt die Welt,
Die Freuden, Thaten, Lieb' und bunten Fährden,
Die Jeder fröhlich zu erleben meinte?
Dies das Geſchick der Sterblichen auf Erden?
Beim Nah'n der Wahrheit ſankſt du
Dahin, du Aermſte; und von ferne nur
Wies deine Hand den kalten Tod mir und
Ein Grab auf öder Flur.

XXII.

Le ricordanze.*

(1831.)

Vaghe stelle dell' Orsa, io non credea
Tornare ancor per uso a contemplarvi
Sul paterno giardino scintillanti,
E ragionar con voi dalle finestre
Di questo albergo ove abitai fanciullo,
E delle gioie mie vidi la fine.
Quante immagini un tempo, e quante fole
Creommi nel pensier l'aspetto vostro
E delle luci a voi compagne! allora
Che, tacito, seduto in verde zolla.
Delle sere io solea passar gran parte
Mirando il cielo, ed ascoltando il canto
Della rana rimota alla campagna!
E la lucciola errava appo le siepi
E in su l'aiuole, susurrando al vento
I viali odorati, ed i cipressi
Là nella selva; e sotto al patrio tetto
Sonavan voci alterne, e le tranquille
Opre de' servi. E che pensieri immensi,
Che dolci sogni mi spirò la vista
Di quel lontano mar, quei monti azzurri,
Che di qua scopro, e che varcare un giorno
Io mi pensava, arcani mondi, arcana
Felicità fingendo al viver mio!

---

* S. die Anmerk. auf S. 117.

Ignaro del mio fato, e quante volte
Questa mia vita dolorosa e nuda
Volentier con la morte avrei cangiato.

Nè mi diceva il cor che l'età verde
Sarei dannato a consumare in questo
Natio borgo selvaggio, intra una gente
Zotica, vil; cui nomi strani, e spesso
Argomento di riso e di trastullo
Son dottrina e saper; che m'odia e fugge,
Per invidia non già, che non mi tiene
Maggior di se, ma perchè tale estima
Ch'io mi tenga in cor mio, sebben di fuori
A persona giammai non ne fo segno.
Qui passo gli anni, abbandonato, occulto,
Senz' amor, senza vita; ed aspro a forza
Tra lo stuol de' malevoli divengo:
Qui di pietà mi spoglio e di virtudi,
E sprezzator degli uomini mi rendo,
Per la greggia ch'ho appresso: e intanto vola
Il caro tempo giovanil; più caro
Che la fama e l'allor, più che la pura
Luce del giorno, e lo spirar: ti perdo
Senza un diletto, inutilmente, in questo
Soggiorno disumano, intra gli affanni,
O dell' arida vita unico fiore.

Viene il vento recando il suon dell' ora
Dalla torre del borgo. Era conforto
Questo suon, mi rimembra, alle mie notti,
Quando fanciullo, nella buia stanza,
Per assidui terrori io vigilava,

Sospirando il mattin. Qui non è cosa
Ch'io vegga o senta, onde un' immagin dentro
Non torni, e un dolce rimembrar non sorga.
Dolce per se; ma con dolor sottentra
Il pensier del presente, un van desio
Del passato, ancor tristo, e il dire: io fui.
Quella loggia colà, volta agli estremi
Raggi del dì; queste dipinte mura,
Quei figurati armenti, e il Sol che nasce
Su romita campagna, agli ozi miei
Porser mille diletti allor che al fianco
M'era, parlando, il mio possente errore
Sempre, ov' io fossi. In queste sale antiche,
Al chiaror delle nevi, intorno a queste
Ampie finestre sibilando il vento,
Rimbombaro i sollazzi e le festose
Mie voci al tempo che l'acerbo, indegno
Mistero delle cose a noi si mostra
Pien di dolcezza; indelibata, intera
Il garzoncel, come inesperto amante,
La sua vita ingannevole vagheggia,
E celeste beltà fingendo ammira.

O speranze, speranze; ameni inganni
Della mia prima età! sempre, parlando,
Ritorno a voi: che per andar di tempo,
Per variar d'affetti e di pensieri,
Obbliarvi non so. Fantasmi, intendo,
Son la gloria e l'onor; diletti e beni
Mero desio; non ha la vita un frutto,
Inutile miseria. E sebben vòti

Son gli anni miei, sebben deserto, oscuro
Il mio stato mortal, poco mi toglie
La fortuna, ben veggo. Ahi, ma qualvolta
A voi ripenso, o mie speranze antiche,
Ed a quel caro immaginar mio primo;
Indi riguardo il viver mio sì vile
E sì dolente, e che la morte è quello
Che di cotanta speme oggi m'avanza;
Sento serrarmi il cor, sento ch'al tutto
Consolarmi non so del mio destino.
E quando pur questa invocata morte
Sarammi allato, e sarà giunto il fine
Della sventura mia; quando la terra
Mi fia straniera valle e dal mio guardo
Fuggirà l'avvenir; di voi per certo
Risovverrammi; e quell' imago ancora
Sospirar mi farà, farammi acerbo
L'esser vissuto indarno, e la dolcezza
Del dì fatal tempererà d'affanno.

E già nel primo giovanil tumulto
Di contenti, d'angosce e di desio,
Morte chiamai più volte, e lungamente
Mi sedetti colà su la fontana
Pensoso di cessar dentro quell' acque
La speme e il dolor mio. Poscia, per cieco
Malor, condotto della vita in forse,
Piansi la bella giovanezza, e il fiore
De' miei poveri dì, che sì per tempo
Cadeva: e spesso all' ore tarde, assiso
Sul conscio letto, dolorosamente

Alla fioca lucerna poetando,
Lamentai co' silenzi e con la notte
Il fuggitivo spirto, ed a me stesso
In sul languir cantai funereo canto.

Chi rimembrar vi può senza sospiri,
O primo entrar di giovinezza, o giorni
Vezzosi, inenarrabili, allor quando
Al rapito mortal primieramente
Sorridon le donzelle; a gara intorno
Ogni cosa sorride; invidia tace,
Non desta ancora ovver benigna; e quasi
(Inusitata maraviglia!) il mondo
La destra soccorrevole gli porge,
Scusa gli errori suoi, festeggia il novo
Suo venir nella vita, ed inchinando
Mostra che per signor l'accolga e chiami?
Fugaci giorni! a somigliar d'un lampo
Son dileguati. E qual mortale ignaro
Di sventura esser può, se a lui già scorsa
Quella vaga stagion, se il suo buon tempo,
Se giovanezza, ahi giovanezza, è spenta?

O Nerina! e di te forse non odo
Questi luoghi parlar? caduta forse
Dal mio pensier sei tu? Dove sei gita,
Che qui sola di te la ricordanza
Trovo, dolcezza mia? Più non ti vede
Questa Terra natal: quella finestra,
Ond' eri usata favellarmi, ed onde
Mesto riluce delle stelle il raggio,
È deserta. Ove sei, che più non odo

La tua voce sonar, siccome un giorno,
Quando soleva ogni lontano accento
Del labbro tuo, ch' a me giungesse, il volto
Scolorarmi? Altro tempo. I giorni tuoi
Furo, mio dolce amor. Passasti. Ad altri
Il passar per la terra oggi è sortito,
E l'abitar questi odorati colli.
Ma rapida passasti; e come un sogno
Fu la tua vita. Ivi danzando; in fronte
La gioia ti splendea, splendea negli occhi
Quel confidente immaginar, quel lume
Di gioventù, quando spegneali il fato,
E giacevi. Ahi Nerina! In cor mi regna
L' antico amor. Se a feste anco talvolta,
Se a radunanze io movo, intra me stesso
Dico: o Nerina, a radunanze, a feste
Tu non ti acconci più, tu più non movi.
Se torna maggio, e ramoscelli e suoni
Van gli amanti recando alle fanciulle,
Dico: Nerina mia, per te non torna
Primavera giammai, non torna amore.
Ogni giorno sereno, ogni fiorita
Piaggia ch'io miro, ogni goder ch'io sento,
Dico: Nerina or più non gode; i campi,
L'aria non mira. Ahi tu passasti, eterno
Sospiro mio: passasti: e fia compagna
D'ogni mio vago immaginar, di tutti
I miei teneri sensi, i tristi e cari
Moti del cor, la rimembranza acerba.

XXIII.

Nachtgeſang eines wandernden Hirten in Aſien.

(1831.)

Was machſt du, Mond, am Himmel? Sag, was machſt du,
Du ewig ſtiller Mond?
Am Abend erſt erwachſt du
Und wanderſt durch die Oede, und dann ruhſt du.
Biſt du's nicht ſatt, von Neuen
Die immergleichen Pfade hinzugehen?
Entleidet dir's noch nicht, kann dich noch freuen,
Die Thäler hier zu ſehen?
Wie ähnlich doch dem deinen
Iſt eines Hirten Leben!
Früh muß er ſich erheben,
Die Heerde treiben übers Feld und ſieht
Heerden und Au'n und Quellen;
Dann ruht er müde bei des Abends Schimmer,
Und Andres hofft er nimmer.
Sag mir, o Mond: uns Andern
Was frommt uns dieſes Leben
Und euer Leben euch? Sag, wohin zielt
Mein kurzes Schweifen hier
Und dein unſterblich Wandern?

Ein Greis, grau und gebrechlich,
Nur halb bekleidet, barfuß,

Den Rücken unter ſchwerer Laſt gebeugt,
Der über Berge keucht,
Durch Klüft' und Klippen, tiefen Sand und Hecken,
Im Sturm, im Ungewitter, wenn die Luft
Glüht oder eiſig glaſtet, —
Er läuft und läuft und haſtet,
Setzt über Ström' und Sümpfe,
Fällt hin, ſteht wieder auf, eilt mehr und mehr,
Zerfetzt, blutrünſtig, bis er endlich anlangt,
Wohin der Weg und deſſen
Vielfache Mühſal einzig hingelenkt,
Zum unermeſſnen Abgrund,
Und ſtürzt hinab, zu ewigem Vergeſſen.
O keuſcher Mond, dies eben
Iſt unſer Menſchenleben.

Schwer tritt ein Menſch ans Licht,
Und tödtlich oft iſt das Geborenwerden.
Von Leiden und Beſchwerden
Wird er empfangen. Gleich zu Anbeginne
Mühn ſich die Eltern beide,
Das Kind zu tröſten, daß es nun ſoll leben.
Und wächſ't es dann, ſo pflegen
Und hegen ſie's und ſuchen, wie ſie können,
Es leichter ihm zu machen,
Das Unglück, daß dem Leide
Der Menſch verfallen iſt trotz ſeinem Streben.
Nichts Beſſres weiß zu geben
Der Eltern Lieb' und Treu' uns Armen, Schwachen.
Allein warum entfachen
Den erſten Lebensfunken,

Wenn Troſtes wir bedürfen, daß wir leben?
Warum, wenn Leben Pein,
Verdammt man uns zum Sein?
O reiner Mond, das eben
Iſt unſer Menſchenleben.
Du aber biſt nicht ſterblich,
Und wirſt kaum Acht auf meine Klage geben.

Doch du, einſame, ew'ge Wandlerin,
Gedankenvolle, du vielleicht verſtehſt,
Was dieſes Erdenleben,
Dies unſer Leiden ſoll und unſer Bangen,
Was unſer Tod bedeute, dieſes letzte
Erblaſſen unſrer Wangen,
Dies von der Erde Schwinden und Entſchweben
Aus jedem Kreiſe, der uns traut umfangen.
Du ſicherlich verſtehſt
All das Warum der Dinge, was der Morgen
Für Frucht bringt und der Tag
Und dieſer ſtumm endloſe Lauf der Zeit;
Du weißt, du ſicher, welchem holden Lieb
Der Lenz zulächeln mag,
Wem gilt des Sommers Glut und was bezwecken
Des Winters eiſ'ge Schrecken;
Du weißt ja tauſend Dinge, deren Kunde
Dem ſchlichten Hirten tief verborgen blieb.
Oft wenn ich dich betrachte,
Wie ſtumm du daſtehſt überm öden Plan,
Deß ferner Umkreis an den Himmel grenzt,
Oder wie du mir folgſt,
Wenn ich die Heerde treibe ſacht voran

Und ſeh' die Stern' erglänzen dicht und dichter,
Frag' ich mich in Gedanken:
Wozu ſo viele Lichter?
Was ſoll das weite Luftmeer, jener tiefe
Endloſe Aether? Was bedeutet dieſe
Gewalt'ge Einſamkeit? Und ich, was bin ich?
So grübl' ich bei mir ſelbſt; und für dies Haus,
So grenzenlos und herrlich,
Für ſeine zahllos wimmelnden Bewohner,
Dann für ſo vieles Mühn, ſo vieles Regen
Der Weſen all', die Erd' und Himmel faßt,
Umkreiſend ohne Raſt,
Um doch zum Ausgang ſtets zurückzukehren,
Vermag ich weder Grund
Noch Zweck zu ahnen. Aber dir gewiß,
Göttliche Jungfrau, iſt dies Alles kund.
Mir iſt nur das bewußt,
Daß von dem ew'gen Kreiſen
Und meinem ſchwachen Sein
Vielleicht ein Andrer Luſt
Und Vortheil hat; mir iſt das Leben Pein.

O meine Heerde dort, wie biſt du glücklich,
Weil du dein Elend ſchwerlich wohl verſtehſt.
Wie muß ich dich beneiden,
Nicht bloß, weil von Beſchwerden
Beinah befreit du gehſt,
Und aller Müh'n und Fährden
Und jeder höchſten Angſt ſo bald vergiſſeſt,
Nein, mehr noch, weil dich Langweil nie befällt.
Wenn du im Schatten lagerſt, auf der Wieſe,

Still und zufrieden biſt du
Und bringſt in ſolcher Art
Den langen Sommer ungelangweilt hin.
Und ich auch ſitz' im Schatten hier im Feld,
Doch Ueberdruß befällt
Mein Herz, und ſtachelnd wühlt in mir ein Weh,
Daß ich, hier ruhend, ferner bin als je
Von Ruh' und Raſt und Frieden.
Und dennoch wünſch' ich Nichts
Und hatte nie zum Weinen Grund bis heut.
Was dich ergötzt und freut,
Ich weiß es nicht; doch haſt du dein Behagen.
Mir iſt nicht Viel beſchieden
An Glück; doch darum klag' ich nicht allein.
Nur, wenn du ſprechen könntſt, möcht' ich dich fragen,
Warum, o liebe Heerde,
In Muße jedes Thier
Sich fröhlich mag begnügen,
Und mir's zur Laſt wird, hier ſo ſtill zu liegen?

Vielleicht wenn ich mit Flügeln
Mich über Wolken ſchwingen
Und einzeln all die Sterne könnte zählen,
Oder dem Donner gleich auf Bergen ſchweifen,
Wär' ich beglückter, meine traute Heerde,
Wär' ich beglückter, heller Mond dort oben.
Doch irrt vielleicht der Sinn,
Der neidiſch blickt nach andern Looſen hin.
Vielleicht in Wieg' und Hürde,
Und ob man niedrig ſei, ob hoch erhoben,
Iſt Allen gleich das Leben eine Bürde.

XXIV.

Die Ruhe nach dem Gewitter.

(1831.)

Das Wetter iſt vergangen.
Die muntren Vögel fangen an zu ſingen,
Die Henne wagt mit Gackern
Sich auf die Straße wieder. Sieh, wie plötzlich
Im Weſt am Berg der Himmel ſich erhellt.
Nun lichtet ſich das Feld,
Und aus dem Thale glänzt der Fluß herauf.
Ein jedes Herz wird froh; allüberall
Beginnt die Arbeit wieder
Und regt ſich rüſt'ger Schall.
Der Handwerksmann, ſein Werkzeug in der Hand,
Tritt ſingend, nach dem feuchten Blau zu ſpähen,
Vor ſeines Hauſes Schwelle;
Das Weiblein kommt heraus, in ihr Gefäß
Die Regenflut zu faſſen.
Lautrufend durch die Gaſſen
Zieht mit Gemüſen wieder
Der Händler auf und nieder.
O ſieh, da kommt die Sonne; wie verklärt
Sie Höh'n und Villen. Die Bewohner öffnen
Terraſſen und Balcone. Horch, wie dort
Vom Fahrweg Schellenläuten aus der Ferne
Herübertönt. Des Reiſenden Gefährt
Knarrt durch den Sand und ſetzt die Reiſe fort.

Aufathmet jede Bruſt.
Wann iſt das Leben ſo
Wie jetzt uns ſüß und froh?
Wann mag mit ſolcher Luſt
Man auf ſein Tagwerk ſinnen,
Das alte fördern, neues Thun beginnen?
Wann ſind wir minder unſrer Noth gedenk?
O Luſt, du Kind des Schmerzes!
O eitle Freude, Frucht nur
Vergangner Angſt, die unſer Herz durchbebt,
Daß vor dem Tod wir bangen,
Wie bitter auch das Leben,
Daß ſtumm die armen Thoren,
Mit todesbleichen Wangen
Voll Angſtſchweiß, in des Himmels
Gewitterſtürme blicken,
Die wider ſie verſchworen!

O gütige Natur,
Das ſind die hohen Freuden,
Die Gaben, die du liebreich
Den Menſchen gönnſt! Ihm ſoll es Wonne ſein,
Wenn von ihm weicht das Leiden.
Freigebig theilſt du Qualen aus. Der Schmerz
Entſpringt von ſelber, und die karge Luſt,
Die als ein mächtig Wunder hin und wieder
Dem Weh entblüht, iſt ſchon ein Glück geweſen.
So lieb ſind wir den Ew'gen! Glücks genug
Ein freier Athemzug
Nach langem Schmerz, und ſelig,
Wenn wir im Tod von allem Schmerz geneſen.

XXV.

Der Sonnabend auf dem Dorfe.

(1831.)

Die junge Dirne kehrt, ſobald die Sonne
Sich neigt, vom Feld nach Haus,
Ihr Bündel Gras zu Häupten, in der Hand
Von Roſen und Violen einen Strauß,
Und freut ſich ſchon, daraus
Morgen am Sonntag wieder
Den Schmuck für Haar und Mieder zu gewinnen.
Mit ihren Nachbarinnen
Sitzt vor der Thür das Mütterchen und ſpinnt
Und ſchaut gen Abend, wo der Tag verglüht,
Und plaudert von den eignen jungen Tagen,
Wo ſie am Feiertag ſich auch geputzt hat
Und ſchlank noch und geſchwind
Am Abend dann zu tanzen pflag mit Denen,
Die ihrer ſchönſten Zeit Gefährten waren.
Schon aus der Höhe ſinkt
Tiefblaue Dämmrung, und die Schatten fallen
Von Dächern und von Hügeln,
Da ſilbern jetzt der neue Mond erblinkt.
Und nun beginnt die Glocke
Den Feſttag einzuläuten,
Und bei dem Klange zieht es
Wie Troſt in alle Seelen.
Die Knaben, die in Haufen
Dort auf dem Platze jauchzen

Und hier- und dorthin laufen,
Wie lachen ſie und lärmen!
Indeſſen kehrt zu ſeinem dürft'gen Tiſch
Der Pflüger pfeifend heim
Und denkt bei ſich an ſeinen Ruhetag.

Dann, wenn erloſchen jedes Licht ringsum
Und alles Andre ſtumm,
Hörſt du den Hammer klopfen, hörſt die Säge
Des Zimmermanns, der wacht
In der verſchloſſnen Werkſtatt und beim Lämpchen
Sich ſputet, daß die Arbeit
Noch fertig werde, eh' der Tag ſich röthet.

Dies iſt der liebſte von den ſieben Tagen,
Voll Hoffnung, voller Wonne.
Es bringt die neue Sonne
Trübſinn und Langweil; Jeder denkt im Stillen,
Daß wieder ſich erneu'n die alten Plagen.

Du muntrer Knabe, dies
Dein Blütenalter gleicht
Solch einem heitren Tag, ſo klar und froh,
Und wenn er dann entfloh,
Haſt deines Lebens Sonntag du erreicht.

Genieß ihn, Kind; gar ſüß iſt dieſe Zeit,
Und Jeder lebt ſie gerne.
Mehr will ich dir nicht ſagen. Doch daß ferne
Dir noch dein Sonntag, ſei es dir nicht leid!

XXVI.

Der herrſchende Gedanke.

(1836.)

Du holdeſter von allen
Gewaltherrn, der mein Herz lenkt nach Gefallen,
Furchtbar Geſchenk des Himmels,
Und doch mir ewig theuer,
Mein treuſter Freund im Leide,
Gedanke, dran ich für und für mich weide:

Wer ſpricht von deines Weſens
Geheimniß nicht? Wer ward nicht ſchon bezwungen
Von deiner Macht? Doch immer,
So oft von Menſchenzungen
Erklingt des eignen Fühlens Luſt und Qual,
Scheint neu das Wort, als kläng's zum erſten Mal.

Wie iſt doch meine Seele
Vereinſamt ſeit den Tagen,
Wo du darin die Wohnung aufgeſchlagen!
Mit Blitzesſchnelle fühlt' ich mir im Nu
Entſchwinden die Gedanken,
Die andern allzumal. In ödem Felde
Ein Thurm, ſo ragteſt du
Gigantiſch einſam in des Buſens Schranken.

Was galt hinfort mir, außer dir allein,
Dies ganze arme Leben,
Was aller irdiſche Tand in meinen Augen?

Welch ſchales Zeitvergeuden
Schien all dies Thun und Treiben!
Ach, nur um eitle Luſt ein eitles Mühen,
Verglichen mit den Freuden,
Den himmliſchen, die mir durch dich erblühen.

Wie von des Apennin
Unwirthlich nackten Wänden
Zur grünen Flur, die fern herüberlacht,
In Sehnſucht ſich des Wandrers Blicke wenden,
So von dem unfruchtbaren
Und rauhen Weltverkehr — wie ſtreb' ich gerne,
Als in ein Paradies, zu dir zurücke,
Daß deine Nähe jeden Sinn erquicke!

Ich kann es kaum verſtehen,
Wie ich ſo lang dies Leben, dieſe Welt
Voll Unverſtand und Plagen
Hab' ohne dich ertragen;
Begreifen kann ich's kaum,
Wie ſich an andern Freuden,
Als du gewährſt, ſich Andre mögen weiden.

Nie bis zu jener Zeit,
Wo ich zuerſt, was Leben heißt, erfahren,
Hat Todesfurcht die Seele mir bewegt.
Heut dünkt mich nur ein Spiel
Was Thoren Angſt erregt,
Ob ſie es preiſen auch mit Heuchelmunde:
Das Muß der letzten Stunde,
Und zeigt Gefahr ſich, kann ich ohne Grauen
Mit Lächeln in ihr dräuend Antlitz ſchauen.

Verachtet hab' ich immer
Die feigen, ungroßmüth'gen,
Verworfnen Seelen; jetzt empört ſofort
Mich jede ſchnöde That,
Und menſchliche Gemeinheit
Reißt mein Gemüth alsbald zum Grimme fort.
Die Hoffahrt dieſer Zeit,
Die ſich mit leerem Hoffnungswahne nährt,
Zu ſchwatzen liebt und keine Tugend ehrt,
Nur Heil im Nutzen findet
Und thöricht nicht erkennt,
Wie nutzlos dann das ganze Leben ſchwindet,
Liegt unter mir. Des Urtheils
Der Menſchen ſpott' ich, und die bunte Menge,
Die Hohes nicht genießen
Und dich verſchmähen kann, tret' ich mit Füßen.

Wo iſt die Leidenſchaft,
Die ſich nicht beugt der deinen?
Ja, welche ſonſt noch waltet
Und herrſcht auf Erden außer jener einen?
Habſucht und Hoffahrt, Ehr- und Machtbegier
Und Zorn und Haß — mit ihr
Verglichen ſind ſie mehr nicht
Als dumpfe Triebe nur. Zur Leidenſchaft
Wirſt du allein; als Herrn,
Der unumſchränkt gebiete,
Gab dich Natur dem menſchlichen Gemüthe.

Ganz ohne Werth und Sinn wär' unſer Leben,
Wenn du nicht wäreſt, unſer Ein' und Alles,

Der einzig noch das Schickſal
Entſchuldigt, daß es Menſchen
Zur eitlen Noth verdammt des Erdenballes.
Um dich nur wird zuweilen
Die Luſt zum Leben theilen mit den Thoren
Ein Menſch auch, der zur Freiheit ward geboren.

Wohl werth ſind's deine Wonnen, ſüßeſter
Gedanke, froh ergeben
Dies leidenvolle Leben
Auf ſich zu nehmen viele Jahre lang,
Und wohl zum andern Male,
So bitter auch ich die Erfahrung büßte,
Würd' ich die Bahn betreten wohlgemuth;
Denn trotz des Sandmeers und der Natternbrut
Schleppt' ich mich nie ſo müde
Durch dieſes Lebens Wüſte
Zu dir, daß nicht dies unſer Leidgeſchick
Mir reich vergütet ſchien durch ſolch ein Glück.

Welch eine Welt, welch neue
Unendlichkeit, o welch ein Paradies
Erſchließt mir oft dein allgewalt'ger Zauber
In hohem Flug! Mir däucht
Zu wandeln unter einer neuen Sonne,
Wo all mein irdiſch Fühlen,
Und was ich Wahrheit nannte, von mir weicht.
So müſſen Götter träumen,
Sag' ich mir dann. Ach, biſt du doch fürwahr,
Holder Gedank', ein Traum, der oft uns mild
Verſchönt der Wahrheit Bild,

Ein offenbarer Wahn; und doch vor allen
Holdſel'gen Wahngebilden
Biſt göttlich du, von ſolcher Lebensmacht,
Daß du beſtehſt, wenn alle Masken fallen,
Oft weſenhaft erſcheineſt
Und erſt entſchwindeſt in des Todes Nacht.

Gewiß, du mein Gedanke, der du einzig
Beſeelſt mein armes Leben,
Geliebter Urquell unermeſſner Leiden,
Erſt mit dem letzten Hauch weichſt du von hinnen.
An ſichren Zeichen fühl' ich es tiefinnen,
Du biſt zum Herrn für immer mir gegeben.
Andre geträumte Freuden
Hat oft der Wahrheit Blick
Entwerthet. Doch je öfter jene Eine
Sich zeigt den wachen Sinnen,
Von der mit dir zu plaudern Leben heißt,
Je höher wächſ't das Glück,
Wächſ't jener Wahnſinn, der mein Sein beſeelt.
O engelgleiche Schönheit!
Ein jedes Antlitz, wie auch auserwählt,
Scheint mir ein Trugbild nur,
Das deine nachzuäffen. Du allein
Scheinſt aller Anmuth Quelle,
Als ob ſich wahrer Reiz nur dir geſelle.

Seit ich zuerſt dich ſchaute,
Warſt du nicht jeder meiner ernſten Sorgen
Inhalt und Ziel? Wo war nur eine Stunde,
Da ich nicht dein gedacht? Im nächt'gen Schlummer

Wann trat dein ſtolzes Bild
Nicht vor mich hin? Du engelgleiches Antlitz,
So ſchön, wie wir's nur träumen,
Wohin in Erdenräumen,
Wohin im Weltall mag den Blick ich lenken,
Was mag ein Gott mir ſchenken,
Das wie ein Blick von dir die Seele ſtillt?
Was kann noch ſüßer ſein als dein gedenken?

XXVII.

Liebe und Tod.

(1836.)

Ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος.
Der, den die Götter lieben, ſcheidet jung dahin.
Menandros.

Als Zwillinge des Schickſals Schooß entſproſſen,
Sind Lieb' und Tod Genoſſen.
Nichts Schönres ward hinieden
Der Erde, nichts der Sternenwelt beſchieden.
Von jener ſtammt die höchſte,
Die ſeligſte der Freuden,
Die je uns blühen mag im Meer des Seins,
Die von den ſchwerſten Leiden
Kann ihr Genoß erlöſen.
Das wunderſame Weſen,
Holdſelig anzuſchauen,
Nicht wie's der Feigling pflegt ſich vorzuſtellen,
Will gern der jungen Liebe
Sich oftmals zugeſellen.
Vereint durchziehn ſie dann des Lebens Auen
Und ſind des Weiſen Troſt in aller Trübe.
Je mehr voll Liebesglut,
Je weiſer iſt ein Herz, je ſtolzer achtet's
Gering des Lebens Wehe.
Kein Machtgebot, o Liebe,
Befeuert ſo wie deins zu jedem Wagniß.
Entflammt ja deine Nähe

Ein jedes Herz mit Muth,
Belebt den ſinkenden und pflegt zu Thaten,
Nicht nur zu müß'gem Brüten, wie ſie pflegen,
Die Geiſter zu erregen.

Wenn in der Jugend Blüte
Sich regt in Herzenstiefen
Ein zärtliches Verlangen,
Erwacht zugleich mit ihm ein müdes Bangen,
Ein ſchmachtend Todesſehnen im Gemüthe,
Nicht weiß ich, wie; doch Allen,
Die wahr und heiß geliebt, iſt's ſo ergangen.
Dann wohl mit Grau'n betrachtet
Der Menſch die Oede rings, und dieſe Erde
Dünkt unbewohnbar ihm, wenn ſeinem Herzen
Der eine Wunſch verſagt wird,
Die neue, grenzenloſe
Glückſeligkeit, wonach die Seele trachtet.
Und ahnt er gar den Sturm, der ſeine Bruſt
Erſchüttern wird um ſie: erſehnt er Ruhe
Und möcht' im Hafen landen,
Dem Aufruhr zu entrinnen
Der Leidenſchaft, die ihm die Welt umnachtet.

Wenn Alles dann ringsum
Die wilde Macht verſchlungen
Und Gram wie Wetterſtrahl im Buſen wüthet,
Wie innig tauſendmal
Wirſt du herangefleht,
O Tod, vom Liebenden in ſeiner Qual,
Wie oft im Abendſtrahl,

Wie oft, wenn früh er ſinkt aufs Lager nieder,
Preiſ't er als höchſtes Glück, wär's ihm vergönnt,
Nie mehr die matten Glieder
Zu heben, nie die Sonne mehr zu ſehen;
Und hört er mit des Todtenglöckleins Klange
Geſang herüberwehen,
Ein Grabgeleit zu ewigem Vergeſſen,
Wie innig dann erſeufzend
Aus tiefſter Bruſt, beneidet
Er den, der bei den Schatten Wohnung fand!
Ja ſelbſt die rohe Menge,
Der Bauer, der den Segen,
Der von der Bildung ausſtrömt, nie gekannt,
Das Mädchen, dem das Haar zu Berge ſtand
Vor Schaudern, hört' es ſagen
Vom Tod: ſie alle wagen
Mit feſtem Muth auf Grab und Sterbekleid,
Wenn Liebesgram ſie nagt, den Blick zu lenken,
Gelaſſen zu bedenken,
Ob Dolch, ob Gift ſie wählen,
Und ihre ſchlichten Seelen
Verſtehen ganz des Todes Lieblichkeit.
So locken uns zum Tod
Der Liebe ſtrenge Noth und Machtbefehle.
Oft auch, wenn ſo ſich mehrt die innre Qual,
Daß ird'ſche Kraft nicht länger kann genügen,
Sehn wir den Leib erliegen
Dem wilden Sturm, und ſchweſterlich geſellt
Hilft Liebe dann der Macht des Todes ſiegen.
Dann wieder ſpornt ſie dergeſtalt die Herzen,
Daß ſelbſt der ſchlichte Landmann freientſchloſſen,

Die Jungfrau ſelbſt ihr Leben
Mit eigner Hand gefährden,
Die jungen Glieder in die Grube betten.
Die Welt lacht ihrer Schmerzen;
Ihr ſei's beſchieden, friedlich alt zu werden.

Der glücklichen Gemeinde
Begeiſtert glüh'nder Seelen
Mag Einen doch von euch das Schickſal gönnen,
Geliebte Herrn und Freunde
Der armen Menſchheit, denen
Sich keine Macht kann ebenbürtig wähnen
Im unermeſſnen All und mächt'ger nur
Das Fatum, waltend über der Natur.
Du aber, den ſchon ſeit den Jugendtagen
Ich huld'gend angerufen,
O holder Tod, du einz'ger
Erbarmer in der Erde Noth und Plagen,
Wenn ich dich je geprieſen
Und trotz der Schmach, die Thoren undankbar
Dir anthun, immerdar
Dir Ehrfurcht fromm erwieſen,
Laß nicht mein Flehn vergebens,
Das ſeltne, zu dir dringen,
Und dies mein Augenpaar
Hüll' ein in ew'ge Nacht, du Fürſt des Lebens.
Mich wirſt du ſtets, zu welcher Zeit und Stunde
Du mir erlöſend nahſt auf dunklen Schwingen,
Aufrechten Hauptes ſehen
Dem Schickſal widerſtehen,
Und färbt es ſeine Hand, die Wund' um Wunde

Mir ſchlägt, mit meinem Blut,
Nie werd' ich's darum preiſen
Und ſegnen, wie, befangen
In altem Sklavenſinn, die Menſchheit thut.
Nein, jeder Hoffnung trügeriſchen Schein,
Mit dem die Welt ſo kindiſch
Sich zu getröſten glaubt,
Will ich verſchmähn, und nie auf Hülfe bauen,
Als nur von dir allein.
So will ich heiter nun
Den Tag erharren, wo mein ſchlummernd Haupt
Darf dir am Buſen ruhn.

XXVIII.

An mich ſelbſt.

(1836.)

Nun wirſt du ruhn für immer,
Mein müdes Herz. Es ſchwand der letzte Wahn,
Der ewig ſchien. Er ſchwand. Ich fühl' es tief:
Die Hoffnung nicht allein
Auf holde Täuſchung, auch der Wunſch entſchlief.
So ruh für immer. Lange
Genug haſt du geklopft. Nichts hier verdient
Dein reges Schlagen, keines Seufzers iſt
Die Erde werth. Nur Schmerz und Langweil bietet
Das Leben, Andres nicht. Die Welt iſt Koth.
Ergieb dich denn! Verzweifle
Zum letzten Mal! Uns Menſchen hat das Schickſal
Nur Eins geſchenkt: den Tod. Verachte denn
Dich, die Natur, die ſchnöde
Macht, die verborgen herrſcht zu unſrer Qual,
Und dieſes Alls unendlich nicht'ge Oede!

XXIX.

Aſpaſia.

(1836.)

Zuweilen kehrt vor meinen Geiſt zurück
Dein Bild, Aſpaſia. Mag es flüchtig mir
Vorüberblitzen im Gewühl der Stadt
Aus andern Zügen; mag im öden Feld
Am heitern Tag, im Glanz der ſtummen Sterne,
Gleichſam erweckt von ſanfter Harmonie,
Mir in der Seele, die noch leicht erſchrickt,
Dieß ſtolze Traumbild plötzlich auferſtehn.
Wie angebetet einſt, ihr Götter, wie
Mir Wonn' und Fluch zugleich! Und nie umwehen
Die Düfte mich von blumenreicher Flur,
Noch aus den Gärten in der Städte Mitten,
Daß ich des Tags nicht denke, wo ich dich
In deinen lieblichen Gemächern fand,
Durchduftet alle von den friſchen Blüten
Des Frühlings, wo gekleidet in die Farbe
Des dunklen Veilchens deine himmliſche
Geſtalt erſchien, nachläſſig hingeſchmiegt
Auf glänzende Polſter, von geheimer Wolluſt
Rings überhaucht; indeß du, ausgelernte
Verführerin, inbrünſtig glüh'nde Küſſe
Auf deiner Kinder ſanftgeſchwellte Mündchen
Laut ſchallend drückteſt, deinen ſchneeigen Nacken
Vorbiegend und die arglos junge Brut
An den verhüllten, ach, erſehnten Buſen

Zogſt mit der wunderſchönen Hand. Da ſchienen
Mir Erd' und Himmel neu, und faſt ein Strahl
Der Gottheit glänzt' in mir. Da traf, beſchwingt
Von deiner Hand, die Bruſt, die wohlbewehrt ſchien,
Mit Macht der Pfeil, den unentreißbar feſt
Ich ſtöhnend trug, bis ſich zum zweiten Mal
Im Lauf der Sonne jährte jener Tag.

Ein Strahl der Gottheit ſelbſt erſchien mir damals,
Weib, deine Schöne. Gleiche Zaubermacht
Uebt Schönheit, wie Muſik, die uns ſo oft
Von unbekannten Paradieſen hehres
Geheimniß zu enthüllen ſcheint. Dann hätſchelt
Der tiefgetroffne Sterbliche das Kind
Der eignen Seele, das geliebte Urbild,
Den Inbegriff der ew'gen Himmelswonne,
Ganz an Geſicht, Geberde, Stimm' und Rede
Dem irdiſchen Weibe gleich, das zu erſehnen
In ſeinem Taumel wähnt der Liebende.
Und doch nicht dieſes, jenes nur, das Urbild
Liebt und erſehnt er ſelbſt im Rauſch der Sinne.
Doch endlich wird er inne ſeines Wahns
Und der Verwechslung, zürnt dann und beſchuldigt
Gar ungerecht das Weib. Es ſchwingt zur Höhe
Des Ideals ſich ſelten nur ihr Geiſt,
Und was hochſinnig Liebenden ſie einflößt
Durch ihren eignen Reiz, ahnt und verſteht
Sie ſelber nicht. Nicht faßt ſo herrliche
Gedanken dieſe enge Stirn; und thöricht
Hofft — oder fordert gar — vom hellen Funkeln
Verführeriſcher Augen der Betrogne

Den tiefen, unergründlichen und mehr
Als männlich reifen Geiſt von Denen, die
Dem Mann in Allem nachſtehn. Ihnen ward
Mit zartern, weichern Gliedern auch ein Geiſt
Von mindrer Fähigkeit und mindrer Kraft.

Auch du, Aſpaſia, was du ſelber einſt
Mir in die Seele flößteſt, nimmermehr
Haſt du es ahnen können, nie erfuhrſt du,
Wie grenzenloſe Glut, wie tiefe Qual,
Wie unausſprechlich wilden Sturm und Wahnſinn
Du in mir aufgewühlt; und niemals kommt
Der Tag, wo du's begreifſt. So weiß auch nicht
Wer die Gewalt der Töne fluten läßt,
Was er mit Stimm' und Hand heraufbeſchwört
In ſeinem Hörer. Die Aſpaſia, die ich
So heiß geliebt, iſt todt. Es ſchläft für immer,
Was einſt Ziel meines Lebens war. Nur manchmal,
Nur wie ein theurer Schatten pflegt ſie noch
Zu kommen und zu ſchwinden. Doch du lebſt,
Nicht bloß noch immer ſchön, ſo ſchön ſogar,
Daß, däucht mir, alle Frau'n du überſtrahlſt.
Doch jene Glut, die du geweckt, erloſch;
Denn nicht dich ſelber: jene Göttin liebt' ich,
Der dieſe Bruſt einſt Tempel war, nun Grab.
Für jene glüht' ich lang, ſo ganz beſeligt
Von ihrem Himmelsreiz, daß ich, obwohl
Von allem Anfang was du warſt und biſt
Durchſchauend, deine Künſt' und Liſten alle,
Doch ihren holden Blick in deinem ſuchte
Und, weil ſie lebte, dir begierig folgte,

Nicht mehr betrogen, nur noch von dem Reiz
Der zauberiſchen Aehnlichkeit verlockt,
Die lange, herbe Knechtſchaft zu ertragen.

Nun rühme dich; du kannſt es! Nun erzähle,
Daß dir allein von deinen Schweſtern ich
Den ſtolzen Nacken bog, freiwillig antrug
Dies unbezähmte Herz. Erzähle nun,
Daß du die Erſt' — und ſicherlich die Letzte —
Mein Auge flehen ſahſt und dir genüber
Mich ſcheu und zitternd (da ich's ſage, glüh' ich
In Grimm und Scham), mich meiner ſelbſt beraubt,
Wunſch, Wort und Wink von dir in ſchrankenloſer
Ergebenheit erſpähn, bei deinen ſtolzen
Launen erblaſſen, beim geringſten Zeichen
Der Huld erglühn, bei jedem deiner Blicke
Haltung und Farbe wechſeln. Die Bezaubrung
Iſt hin, mit ihr zerfiel in Trümmer auch
Das ſchnöde Joch, und ich frohlocke. Mögen
Die Tage leer ſein: dennoch, nach der Knechtſchaft
Und langem Wahn — wie froh umarm' ich jetzt
Vernunft und Freiheit! Gleicht auch dieſes Leben,
Von Leidenſchaft und holdem Irrthum frei,
Der ſternenloſen Nacht in Wintersmitte:
Doch gnügt es mir als Troſt und Rache für
Mein herbes Menſchenloos, daß hier im Graſe
Ich müßig, unbeweglich hingeſtreckt,
Luft, Erd' und Meer betrachten kann und lächeln.

XXX.

Auf ein antikes Grab-Basrelief,

eine todte Jungfrau darſtellend, die im Begriff iſt von den Ihrigen Abſchied zu nehmen.

(1836.)

Wo eilſt du hin? Wer ruft dich
Hinweg von deinen Lieben,
Du holde Mädchenblume?
Willſt du allein dein väterliches Haus
So früh verlaſſen? Kehrſt zu dieſer Schwelle
Du je zurück und wird ein Wiederſehen
Erfreu'n, die heut in Thränen dich umſtehen?

Dein Aug' iſt trocken, muthig die Geberde,
Und dennoch biſt du traurig. Ob willkommen,
Ob unerwünſcht die Reiſe dir erſchiene,
Ob dir das Ziel mißfällt —
Aus deiner ernſten Miene
Verräth ſich's kaum. Ach, zweifelnd und beklommen
Schwankt mir das Herz, und wohl in aller Welt
Weiß Niemand, ob ſich gnädig dir der Himmel,
Ob grauſam wollt' erweiſen,
Ob man dich ſoll beklagen oder preiſen.

Dich ruft der Tod; ſchon bei des Tags Beginn
Die letzte Stunde! Zum verlaſſnen Neſte
Kehrſt du nicht mehr. Für immer
Mußt du die theuren Eltern
Verlaſſen. Unterirdiſch

Iſt deiner Reiſe Ziel;
Dort wirſt du nun verweilen fürderhin.
Ein Glück vielleicht! Und doch, wer ſtill bei ſich
Dein irdiſch Loos betrachtet, ſeufzt um dich.

Niemals das Licht zu ſchauen
War wohl das Beſte. Doch einmal geboren,
Da Schönheit erſt ſich königlich entfaltet
In Wuchs und Angeſicht
Und ſchon die Welt von ferne
Beginnt ſich ihrer jungen Macht zu beugen,
Beim Aufblühn jeder Hoffnung, da noch nicht
Mit düſtrer Blitze flammender Gewalt
Wahrheit die freudenhelle Stirn getroffen,
Gleich einem Rauche, der im Tageslicht
Ein windbewegtes Wölkchen aufwärts wallt,
So, gleich wie nie entſtanden, zu verſchweben
Und künft'ge Lebensfülle
Zu tauſchen mit des Grabes dunkler Stille,
Das iſt's — mag es dem Geiſt
Auch eine Wohlthat ſcheinen —,
Was auch dem Muthigſten das Herz zerreißt.

Mutter, von deinen Kindern
Gefürchtet, die du früh ſchon weinen lehrſt,
Natur du grauſe, die du nur gebärſt
Und nährſt, um deine eigne Brut zu tödten:
Wenn Scheiden vor der Zeit
Ein Uebel iſt, wie kannſt du es erwählen
Den ſchuldlos jungen Seelen?
Und iſt's ein Glück, warum

Muß als das ſchwerſte Leid
Solch Scheiden dem, der bleibt, dem, der die Seinen
Verlaſſen ſoll, ſo troſtlos herb erſcheinen?

Elend, wohin ſie blicken,
Elend, wohin ſie ſtreben oder flüchten,
Sind deine ſchwachen Kinder,
Und ſelbſt der Jugend Träume,
Du läſſeſt ſie am Leben
Zu Schanden werden. Wachſend mit den Jahren
Bedrängen uns Gefahren. Nur der Tod
Schirmt uns vor Leid. Dies unentrinnbar feſte
Geſetz, dies letzte Ziel
Gabſt du dem Lauf des Lebens. Ach, warum
Iſt nach der rauhen Bahn zum Mindſten nicht
Das Ziel uns freudenvoll? Warum das Ende,
Das als gewiß uns Allen
So lang wir leben, ſtets vor Augen ſteht,
Den einz'gen Troſt der Leiden,
Die uns hinieden trafen,
Mit ſchwarzem Flor umkleiden,
Mit Grau'n ihn ſo umgeben,
Daß uns mit Furcht und Beben
Mehr als die Brandung ſchreckt der ſichre Hafen?

Zwar, wenn dies bittre Sterben
Ein Loos iſt, das du Allen
Verhängt, die ohne Wiſſen du und Willen
Und ohne Schuld dem Leben preisgegeben,
So iſt, wer ſtirbt, von dem noch zu beneiden,
Der ſeiner Lieben Scheiden

Erleben muß. Denn wenn das Leben wirklich
Ein Unglück iſt und ſterben
Ein Glück, wer könnte drum und ach, wer wollte,
Wie doch im Grund er ſollte,
Den letzten Tag erſehnen ſeiner Lieben,
Um dann, zurückgeblieben
Arm und beraubt, zu ſehen,
Wie von der Schwelle das geliebte Weſen
Von hinnen wird getragen,
Mit dem vereint er lebte manches Jahr,
Ade ihm ſagen, jeder Hoffnung baar,
Ihm wieder zu begegnen
In dieſer ird'ſchen Welt;
Und dann, auf Erden einſam und verlaſſen
Umblickend, in gewohnter Stund' und Stätte
Zu denken deſſen, dem er einſt geſellt?
Wie, o Natur, wie bringſt du's übers Herz,
Grauſam hinwegzureißen
Den Freund aus Freundesarmen,
Geſchwiſter von Geſchwiſtern,
Die Kinder von den Eltern,
Sein Lieb vom Liebenden, daß Eins erliſcht
Und weiter lebt das Andre? Mußteſt du
Zum Leiden und zum Lieben
Die Kraft uns leihn, daß, was wir heiß geliebt,
Wir überleben? Doch Natur von je
Gehorchte andern Trieben,
Und wenig gilt ihr unſer Wohl und Weh.

XXXI.

Auf das Marmorbild einer ſchönen Frau an ihrem Grabmal.

(1836.)

So warſt du. Jetzt hier unten
Biſt du Gerippe und Staub. Bewegungslos
Steht, über deinem modernden Gebein
Stumm blinkend in der Zeiten Strom hinein,
Nur noch als Hüterin
Der Trauer und Erinnrung dieſes Abbild
Verſchwundner Schönheit. Jener ſüße Blick,
Der zittern machte, wenn er ſtill, wie jetzt,
Auf einem Antlitz ruhte; jene Lippe,
Die wie ein voller Becher
Von Wonnen überträufte, jener Nacken,
Den Sehnſucht einſt umarmte; jene weiche
Hand, die ſo oft gefühlt,
Wie kalt und feucht die Hand ward, die ſie drückte,
Der Buſen, deſſen Wallen
Erblaſſen machte den, der ihn erblickte,
Dies Alles war; jetzt biſt du
Nur moderndes Gebein,
Deß Grauenbild der Marmor uns verbirgt.

Alſo zerſtört das Schickſal
Ein Antlitz auch, das uns das lebensvollſte
Abbild des Himmels ſchien. O ew'ges Räthſel

Des Menſchendaſeins! Heut ein Quell erhabner
Gedanken, unausſprechlicher Gefühle,
Prahlt Schönheit und verſpricht —
Ein Licht in Nachtgebieten
Uns von der göttlichen Natur geſandt, —
Von überird'ſchen Looſen,
Glückſel'gen Inſelreichen, goldnen Welten
Ein ſichres Unterpfand
Dem Sterblichen zu bieten:
Und morgen ſehn wir ſchaudernd,
Durch einen leichten Anſtoß hingerafft,
Entſtellt, was uns noch eben
Hold ſchien und engelhaft,
Und auch die Wunderkraft,
Die Seelen zu entzünden,
Die hier gewaltet, fühlen wir entſchwinden.

Ein unermeßlich Sehnen
Und hehre Phantaſieen
Läßt durch die Seele ziehen
In weiſem Einklang holder Töne Macht,
Daß durch ein wonnig Meer wie traumverwirrt
Der Geiſt getrieben wird,
Wie durch den Ocean
Zu ſeiner Luſt ein kühner Schwimmer irrt.
Doch wenn an unſer Ohr
Ein Mißton ſchlägt, verſchwindet
Das Paradies, das uns entzückt zuvor.

Wie kannſt du, Menſch, wofern du
In Schwäche ſo verſunken

Nur Staub und Schatten biſt, ſo ſtolz empfinden?
Und wohnt ein Himmelsfunken
In dir, wie kann dein beſtes innres Leben,
So knechtiſch hingegeben
An niedre Macht, entſtehen und verſchwinden?

XXXII.

Palinodie.

An den Marcheſe Gino Capponi.

(1836.)

Es kann nicht frommen, immerdar zu ſeufzen.
Petrarca.

Ich irrte, edler Gino. Nur zu lang
Und ſchwer hab' ich geirrt. Das Leben, wähnt' ich,
Sei arm und nichtig, abgeſchmackt vor allen
Die Zeit, die jetzt dahinrollt. Unerträglich
Erſchien und war mein Reden dem beglückten
Geſchlecht der Sterblichen, wenn man den Menſchen
So nennen darf und kann. Halb ſtaunend, halb
Erzürnt hervor aus ihrem duft'gen Eden
Lachten die Herrlichen: verwahrloſ't oder
Vom Glück verlaſſen müſſ' ich ſein. Der Freude
Unfähig, oder unerfahren, hielt' ich
Mein Loos für das gemeine und die Menſchheit
Für meine Leidensſchweſter. Endlich jetzt
Durch der Cigarren Duftgewölk, beim Krachen
Der leckeren Paſtetchen, bei der Krieger
Commandowort, Gefrornes und Getränke
Herbeizurufen, während Taſſen klirrten
Und Löffel klapperten, erglänzte lebhaft
Ins Auge mir das täglich neue Licht
Der Tagesblätter. Da erkannt' und ſah ich,
Wie froh die Welt iſt und wie ſanft das Schickſal

Der Sterblichen. Da ſah ich den erhabnen
Zuſtand und Werth der Güter dieſer Erde,
Den Pfad der Menſchheit blumenüberſtreut,
Und wie hier nichts von Dauer, was mißfällt.
So ſah ich auch die ſtaunenswerthen Werke,
Die Studien, den Verſtand, die Tugenden,
Das tiefe Wiſſen meiner Zeit; und ſah
Wie von Marocco bis Catai, vom Nordpol
Zum Nil, von Boſton bis nach Goa keuchend
Die groß' und kleinen Reiche in die Wette
Der Spur Fortuna's folgen, ſchon ſie haſchen
Am flatternden Gelock, und ſicher doch
Am Zipfel ihrer Boa. Dies erkennend
Und tiefnachdenklich in die großen Blätter
Vergraben, hab' ich meines ſchweren, alten
Irrthums und meiner ſelbſt mich ſchämen müſſen.

Ein goldnes Alter, theurer Gino, ſpinnen
Die Parzen jetzt. Ein jedes Zeitungsblatt,
Wie auch an Sprachen und Format verſchieden,
Verkündet es der Welt in ſchönem Einklang
Aus allen Landen. Allgemeine Liebe,
Des Handels Weltverbindung, Schienenwege,
Dampf, Preſſe, Cholera, die fernſten Völker
Und Himmelsſtriche werden ſie verſchmelzen;
Und traun kein Wunder wär's, wenn Ficht' und Eiche
Von Milch und Honig träuften oder tanzten
Zu eines Walzers Klängen. So gewaltig
Wuchs ſchon der Kolben und Retorten Macht,
So in die Wette mit dem Himmel thun
Die Dampfmaſchinen Wunder und noch größre

Erlebt die Zukunft. Denn zum Beſſern ſtets
Und immer Beſſern unaufhaltſam ſtürmt
Dahin des Sem und Cham und Japhet Same.

Von Eicheln zwar wird ſich die Welt nicht nähren,
Wenn Hunger nicht ſie zwingt; das harte Eiſen
Wird ſie nicht von ſich thun. Wohl wird ſie Gold
Und Silber oft verachten und vorlieb
Mit Wechſelbriefen nehmen. Auch vom Blut
Der theuren Ihren wird das edelmüth'ge
Geſchlecht nicht laſſen; ja von Leichen wird
Europa ſtarren und das andre Ufer
Des weiten Oceans, das der Geſittung
Stets neue Nahrung giebt, ſo oft zum Kampf
Es Bruderſchaaren ſendet, handelt ſich's
Um Pfeffer, Zimmet, Zuckerrohr und all
Die andern Würzen oder was nur immer
Den Sinn der Menſchen nach dem Golde lenkt.
Wahrhafter Werth und Tugend, Treu' und Demuth
Und Rechtsgefühl, ſie werden ſtets in jedem
Gemeinen Weſen fremd und ferne bleiben
Den Weltgeſchäften, oder ganz und gar
Daniederliegen, trauernd und beſiegt.
Denn von Natur ſind ſie beſtimmt, auf immer
Zurückzuſtehn. Frechheit und Tücke werden
Stets herrſchen nebſt der Mittelmäßigkeit,
Und oben auf ſein. Herrſchaft und Gewalt,
Ob du ſie Wen'gen wünſcheſt oder Vielen,
Mißbrauchen wird ſie ſtets, wer ſie beſitzt,
Wie er auch heiße. Dieſe Satzung gruben
Natur und Schickſal einſt in Diamant,

Und nicht mit ihren Blitzen löſchen ſie
Volta und Davy aus, und nicht mit ſeinen
Maſchinen England, nicht mit einem Ganges
Von Leitartikeln dieſe neue Zeit.
Stets wird der Gute trauern, ſtets der Wicht,
Der Schuft frohlocken. Erd' und Himmel werden
In Waffen immer gegen hohe Seelen
Verſchworen ſein. Der wahren Ehre folgt
Verleumdung, Haß und Neid. Der Starke zehrt
Den Schwachen auf, der Hungerleider frohnt
Und dient dem Reichen ſtets, in welcher Form auch
Der Staat regiert wird; nah und fern den Polen
Und der Ekliptik wird's unwandelbar
So ſein, ſo lang der Menſch auf Erden wohnt
Und ihm des Tages Fackel nicht erliſcht.

Mit ſolch geringen Reſten, ſolchen Spuren
Vergangner Zeiten muß die goldne Zeit,
Die jetzt heranbricht, noch behaftet bleiben.
Denn tauſend Widerſprüche, tauſend feindlich
Entzweite Triebe birgt die menſchliche
Gemeinde von Natur; die zu verſöhnen,
Zu ſtillen ihren Haß vermochte nie
Die Macht des Geiſtes, ſeit dem Tage, da
Dies herrliche Geſchlecht entſtand, und kein
Vertrag, kein Zeitungsblatt, wie weiſ' und mächtig
Es ſei, wird's je vermögen. Doch in Dingen,
Die wicht'ger ſind, wird uns ein niegeſeh'nes
Vollkommnes Glück erblühen. Weicher werden
Von Tag zu Tag, ob ſeiden oder wollen,
Die Kleider werden. Ihre groben Stoffe

Verſchmähn der Bauer und der Handwerksmann;
Baumwolle muß die rauhe Haut umhüllen
Und Biberfelle ihren Rücken wärmen.
Mehr zum Gebrauch geeignet oder ſicher
Den Augen wohlgefäll'ger werden Polſter,
Teppiche, Seſſel, Tiſch' und Schemel werden,
Betten und aller Hausrath, und den Zimmern
Zu flüchtig wandelbarem Schmucke dienen;
Keſſel von neuer Form und neue Pfannen
Wird in der ruß'gen Küche man bewundern,
Und von Paris bis nach Calais, von dort
Bis London, Liverpool, ſo zauberſchnell,
Wie man's zu denken kaum noch ſich getraut,
Geht dann die Reiſe, nein, der Flug. Und unter
Dem tiefen Bett der Themſe führt ein Durchgang,
Ein kühn unſterblich Werk, das ſchon vor Jahren
Vollbracht ſein ſollte. Beſſer auch beleuchtet,
Als heutzutage, wenn auch ſichrer nicht
Zur Nachtzeit, werden ſelbſt die Winkelgaſſen
Der großen Städte ſein, auch hie und da
In kleinen Städtchen ſelbſt die großen Straßen.
So Herrliches, ein ſo glückſelig Loos
Beſchert der Himmel unſern Nachgebornen.

O glücklich Alle, die, da ich dies ſchreibe,
Wimmernd und nackt erſt in die Arme nimmt
Die Wehemutter! Schauen ſoll'n ſie dieſe
Erſehnten Tage, wo durch lange Forſchung
Es nun bekannt ward und ein jedes Kind
Es mühlos einſaugt mit der Ammenmilch,
Wie viele Centner Salz und wie viel Fleiſch,

Wie viele Malter Mehl das Vaterſtädtchen
Verſchlingt in jedem Mond, wie viel Geburten
Und wie viel Todesfälle jährlich bucht
Der alte Pfarrer; wo die Zeitungsblätter,
Mit Dampfeswunderkraft in der Secunde
Millionenmal gedruckt, Gebirg und Ebne,
Auch wohl des Meers unendliches Gebiet,
Gleich einem luft'gen Kranichſchwarm, der plötzlich
Der weiten Niederung den Tag verdunkelt,
Erfüllen werden, Zeitungen, die Seele,
Der Lebenshauch des Alls und dieſer Zeit
Und jeder künft'gen einz'ge Wiſſensquelle!

Gleich einem Knaben, der ſich eifrig müht
Aus Blättchen oder Spänchen ein Gebäude,
Das einen Tempel, Thurm, Palaſt bedeutet,
Emporzuführen, und kaum iſt's vollendet,
Schon daran denkt, es wieder einzureißen,
Weil er dieſelben Blättlein oder Spänchen
Nun wieder braucht zu einem neuen Bau:
So ſieht Natur auch ihrer Werke keines,
Wie kunſtreich es auch prangen mag, vollendet,
Daß ſie's ſofort nicht zu zerſtören ſtrebt',
Auf daß zu anderm Zweck die Theile dienten.
Und vor dem ſchnöden Spiel, deß Sinn ihm ewig
Verborgen bleibt, beeifert ſich umſonſt
Der Menſch ſich ſelbſt und Andre zu beſchützen,
Viel tauſend Mittel tauſendfach verwendend
Mit kluger Hand. Doch aller Mühe ſpottend
Vollführt Natur, ein eigenwill'ger Knabe,
Ihr grauſam launenhaftes Spiel, und raſtlos

Ergötzt ſie ſich am Bilden und Zerſtören.
Daher bedrängt ein bunt unzähl'ger Schwarm
Unheilbarer Gebrechen und Beſchwerden
Den armen Sterblichen, der unabwendbar
Dem Untergang geweiht; von inn' und außen
Rings ihn umlagernd, eifrig, unabläſſig
Bekämpft ihn eine feindlich dunkle Macht
Seit der Geburt, verfolgt, ermüdet ihn,
Selbſt unermüdlich, bis er endlich da liegt,
Erdrückt, vernichtet von der grauſen Mutter.
Dies höchſte Elend alles Menſchenlebens,
O edler Freund, das Alter und den Tod,
Die ſchon beginnen, wenn des Kindes Lippe
Aus zarten Brüſten Lebensſäfte ſaugt,
Kann, dünkt mich, auch dies muntre neunzehnte
Jahrhundert nicht, ſo wenig wie das neunt'
Und zehnte von uns nehmen, und nicht beſſer
Gelingt es auch in aller künft'gen Zeit.
Doch darf man wohl einmal beim rechten Namen
Die Wahrheit nennen: überhaupt nicht anders
Als elend wird der Erdgeborne ſein
Zu keiner Zeit, nicht nur im Bann des Staates,
Nein, auch in jedem andern Lebenskreiſe,
Da von Natur ſchon er unheilbar iſt
Kraft des Geſetzes, welchem Erd' und Himmel
Gleich unterthan. Doch eine neue Auskunft,
Faſt götterwürdig, fanden die erhabnen
Geiſter der heut'gen Zeit: wohl können ſie
Den Einzlen nicht auf Erden glücklich machen;
Drum gaben ſie den Menſchen auf und ſannen
Auf allgemeines Menſchheitsglück; und weil

Dies leicht gefunden war, ſo machten ſie
Aus viel Unſel'gen und Betrübten ein
Glückſel'ges, heitres Volk. Und dieſes Wunder,
Das keine Zeitung, Monatſchrift, Pamphlet
Noch aufgeklärt, beſtaunt die große Heerde.

O welch ein hoher Geiſt, welch übermenſchlich
Genialer Scharfblick unſrer Zeit! Welch ſichres
Philoſophiren, welche Weisheit, Gino,
Wird in noch viel erhabnern, räthſelvollern
Problemen mein und dein Jahrhundert all
Den künft'gen überliefern! Wie beharrlich
Verehrt's heut auf den Knieen, was es geſtern
Verhöhnt hat, ſtürzt es morgen ſchon, und lieſ't dann
Die Trümmer wieder auf, um übermorgen
Neu aufgerichtet fromm ſie zu beräuchern!
Wie werth der Achtung, des Vertrauens muß
Uns des Jahrhunderts, ja auch nur des Jahrs
Einträchtig Denken ſein; wie ängſtlich wir
Bedacht ſein, unſre Meinung der des Jahres,
Wie ſehr ſie der des nächſten widerſpreche,
So anzuſchmiegen, daß in keinem Punkt
Wir von ihr weichen! O wie herrlich weit —
Vergleichen wir die neue Zeit der alten —
Hat's heut ſchon unſre Schulweisheit gebracht!

Einſt von den Deinen Einer, wackrer Gino,
Ein rüſt'ger Meiſterſinger, ja in allen
Künſten und Wiſſenſchaften und Talenten
Für alle Einſt'gen, Gegenwärt'gen, Künft'gen

Die kritiſche Leuchte, ſprach zu mir: O ſchweige
Von deinem eignen Herzen! Darnach fragt
Dies männliche Geſchlecht nicht mehr, das einzig
Noch Staatswirthſchaft ſtudirt und ernſt geſpannt
Die Politik verfolgt. Dein eignes Innre
Erforſchen, wozu frommt's? Stoff zum Gedicht
Such nicht in dir. Beſinge, was der Zeit
Vor Allem Noth, und wie gereift die Hoffnung.

Denkwürd'ger Ausſpruch! Ein gewaltiges
Gelächter ſchlug ich auf, als mir das Wort
Hoffnung vor dem profanen Ohr erklang,
Gleich einem Witz im Luſtſpiel, gleich dem Lallen
Aus eines kaum entwöhnten Säuglings Munde.
Doch nun bekehr' ich mich und wähle künftig
Den andern Weg, durch zweifelloſe Proben
Nun aufgeklärt, daß man der eignen Zeit
Nicht widerſprechen darf, ſie nicht beſtreiten,
Wenn Lob und Ruhm ſie ſpenden ſoll, vielmehr
Ihr unterwürfig ſchmeicheln; ſo auf kurzem
Und glattem Weg gelangt man zu den Sternen.
Ich drum, ſehnſüchtig nach den Sternen, wähle
Nicht die „Bedürfniſſe der Zeit" zum Stoff
Für mein Gedicht; für dieſe, ſtets ſich mehrend,
Wird ja vollauf geſorgt ſchon durch Fabriken
Und Handel; doch die Hoffnung will ich feiern,
Für welche ſchon ein ſichtbar Unterpfand
Die Götter uns beſcherten: als Beginn
Des neuen Glücks zeigt ja ſchon Lipp' und Wange
Der Jünglinge den ungeheuren Haarwuchs.

Gruß dir, du Rettungszeichen, erſter Lichtſtrahl
Der wunderbaren Zeit, die nun heraufglänzt!
Sieh, wie vor dir ſich Erd' und Himmel ſchon
Mit Helle ſchmücken, wie der Blick der Mädchen
Von Freude ſprüht und in Gelag' und Feſten
Der bartumlockten Helden Ruhm ertönt!
Wachſe dem Vaterland heran, ſo männlich,
Moderne Jugend! Wachſen wird Italien
Im Schatten deiner Locken, wachſen ganz
Europa von des Tajo Mündung bis
Zum Hellespont, und ruhen kann die Welt.
Und du beginne früh die bärt'gen Eltern
Mit Lachen zu begrüßen, zartes Kind,
Dem goldne Tage winken; fürchte dich
Vorm harmlos ſchwarzen Vaterantlitz nicht.
Lache, du zartes Kind; für dich ja reift
Die Frucht ſo vielen Schwatzens einſt heran;
Du ſollſt die Freude herrſchen, Stadt und Land,
Das Alter und die Jugend gleich zufrieden
Und Bärte wallen ſehn zwei Spannen lang.

XXXIII.

Monduntergang.

(Gedichtet zwiſchen 1834 und 37, zuerſt veröffentlicht nach des Dichters Tode in der Ranieri'ſchen Ausgabe, 1845.)

So wie in öden Nächten
Auf Feld und Wellen, die von Silber glänzen,
Wo leichte Winde ſchweben
Und tauſend Zauber walten,
Und rings mit Truggeſtalten
Die Schatten in der Ferne
Gebirg und Meer und Villen
Und jeden Zweig und jede Hecke füllen,
Nun dicht am Himmelsſaume
Hinter Gebirgswand oder in den Schooß
Des Meeres ſtill und groß
Der Mond verſinkt und ſich die Welt entfärbt,
Die Schatten fliehn und nur
Ein dunkler Schleier deckt Gebirg und Flur —
Und dann im blinden Schweigen
Der Nacht mit einſam klagendem Geſang
Den Nachglanz des Geſtirns, das ſeinem Wagen
Die Leuchte vorgetragen,
Der Kärrner grüßt den müden Pfad entlang: —
So ſchwinden, ſo entſchweben
Sehn wir dem Erdenleben
Die Jugend. So von hinnen
Flieht aller Schein und Schatten
Holdſel'gen Wahns; die hoffenden Gedanken,
Die uns vertröſtet hatten

Auf eine Zukunft, ſinken und verblaſſen.
Umnachtet und verlaſſen
Iſt nun das Leben. Mit verwirrten Sinnen
Umblickend, ſucht der Wandrer ach, vergebens
Des langen Wegs, den er noch vor ſich ahnt,
Ziel oder Zweck und ſieht,
Wie fremd ihm das Gebiet,
Und er — wie fremd er ward im Reich des Lebens.

Zu froh und glücklich noch
Würd' unſre Erdennoth
Dort oben ſcheinen, wenn die Jugendzeit,
Wo jedes Gut die Frucht von tauſend Leiden,
Fortwährte durch den ganzen Lebenslauf;
Zu gnädig das Geſetz,
Das jeder Creatur verhängt den Tod,
Wär' nicht ein halbes Leben
Uns noch zuvor gegeben,
Das härter iſt als alle Todesſchrecken.
O göttlicher Erfindung
Höchſt würdig, aller Uebel
Unſeligſtes, verliehen uns die Ew'gen
Das Alter, wo die Wünſche
Noch glühend ſind, die Hoffnung längſt erloſchen,
Verſiegt der Freuden Quell und ſtets ſich häuft
Das Weh, in das kein Tropfen Wonne träuft.

Ihr Hügel und Gefilde,
Nicht lang nachdem der Glanz hinabgeſunken,
Der das Gewand der Nacht in Silber taucht,
Nicht lange ſollt ihr harren,

Verwaiſ't und bang; bald naht die Morgenfrühe,
Die dämmernd überhaucht
Euch und den Himmel und das Meer von Neuem.
Und auf dem Fuß ihr folgt die hehre Sonne,
Die, in die Runde ſendend
Die allgewalt'gen Gluten,
Mit ihren Strahlenfluten
Euch überſtrömt zuſammt den Aetherfluren.
Doch unſer Menſchenleben, wenn die ſchöne
Jugend entſchwand, erhellt ſich fürder nicht
Von anderm Strahl, von anderm Morgenlicht.
Hinfort bleibt es verwittwet, und am Ende
Der Nacht, die düſter ſinkt auf uns herab,
Harrt unſer nach der Götter Schluß — das Grab.

XXXIV.

Der Ginſter
oder
Die Blume der Wüſte.

(Gedichtet 1834 bis 37, zuerſt gedruckt 1845).

Καὶ ἠγάπησαν οἱ ἄνθρωποι μᾶλλον τὸ σκότος ἢ τὸ φῶς.
Und die Menſchen liebten die Finſterniß mehr als das Licht.
Ev. Joh. III. 19.

Hier auf dem dürren Grat
Des ſchreckenvollen Berges
Veſuvio, des Verwüſters,
Wo ſonſt nicht Baum noch Blume fröhlich grünt,
Verbreiteſt du dein einſam wuchernd Laub,
Duftvolle Ginſterblume,
Genügſam in der Oede. So auch ſah ich
Die kahlen Fluren blühend dich beleben,
Die jene Stadt umgeben,
Wo einſt der Herrſcherthron der Erde ſtand,
Die von geſtürzter Größe
Schweigſam dem Wandelnden zu reden ſcheinen,
Ernſt und erinnrungsſchwer in ihrer Blöße.
Nun ſeh' ich hier dich wieder, die du ſtets
Schwermüth'ge, weltverlaſſne Stätten liebſt
Und dich geſellſt leidvollen Schickſalsloſen.
Die Fluren hier, verſchüttet
Von unfruchtbarer Aſche und bedeckt
Mit der verſteinten Lava,
Die unterm Fuß des Wandrers wiederhallt,

Wo aus dem Neſte ſich die Schlange ringelt
Und ſonnt und das Kaninchen
Sein Lager aufſucht im gehöhlten Bau —
Einſt waren's heitre Dörfer,
Von Aehrengold umwogt und wiederhallend
Von ihrer Rinder Brüllen;
Einſt fanden müß'ge Reiche
In Gärten hier und Villen
Erwünſchte Raſt, und prächt'ge Städte waren's,
Die blitzeſprühend aus dem Feuerſchlund
Der hehre Berg zugleich mit den Bewohnern
Im Glutenſtrom verſchlang. Nun ward dies Alles
Rings Eine Wüſtenei,
Wo du, o holde Blume, blühſt und, gleichſam
Mitfühlend mit ſo großem Weh, zum Himmel
Den Hauch entſendeſt ſüßeſten Gedüfts,
Der Wüſte Troſt und Labſal. Hieher komme,
Wer unſer Menſchenloos als hochbeglückt
Zu preiſen pflegt; hier mag er lernen, wie
Natur um uns ſich mühte
In ihrer Huld und Güte, kann gerecht
Ermeſſen im Gemüthe,
Wie große Macht dem Menſchen ſie verliehn.
Denn plötzlich, wo Gefahr am fernſten ſchien,
Vermag mit leichtem Ruck die harte Amme
Uns theilweis zu verderben,
Dann, wenig heft'ger rüttelnd, ganz und gar
Uns in das Nichts zu ſtürzen.
In dieſen Trümmerweiten
Lehrt jeder Stein fürwahr,
„Wie herrlich doch die Menſchen vorwärts ſchreiten."

Hier ſpiegle dich, hoffärtig
Verblendetes Jahrhundert,
Das du von jenem Pfade,
Den dir gezeigt der auferſtandne Geiſt,
Gewichen biſt und wähnſt, daß rückwärts ſchreitend
Du fortgeſchritten ſei'ſt,
Der Umkehr dich berühmend.
Ob deines kindiſchen Lallens ſchmeicheln dir
Die Geiſter, denen dich ihr herbes Schickſal
Zum Vater gab, obwohl ſie
Auch manchmal hinterm Rücken
Dein ſpotten. Aber ich
Will nicht mit ſolcher Schmach zur Grube fahren.
Leicht zwar geläng' es wohl,
Den Andern gleich ruhmredig in die Wette
Zu ſingen, was bei dir in Gunſt mich brächte.
Doch lieber will ich dreiſt ſie offenbaren,
Statt ſie zurückzupreſſen,
Die trotzige Verachtung dieſer Zeit,
Weiß ich auch wohl, vergeſſen
Wird, wer zu ſehr der Mitwelt mißbehagt.
Doch dieſes Unglücks, das
Ich mit dir theile, lach' ich noch von Herzen.
Du träumſt von Freiheit, und in Feſſeln ſchlägſt du
Von Neuem den Gedanken,
Der uns allein emporhob
Aus tiefſter Barbarei, und der allein
Die Sitten adelt, daß der Völker Loos
Sich wandeln mag zum Beſſern.
So ſträubſt du dich, die Wahrheit
Zu hören, welch ein niedrig hartes Schickſal

Uns die Natur verhängte. Darum wandteſt
So jämmerlich dem Lichte du den Rücken,
Und vor der Wahrheit fliehend, ſchiltſt du feige
Den, der ſie ſucht, und rühmeſt
Als edel Den allein,
Der thöricht oder ſchlau, betrogen oder
Betrüger, ſelig preiſ't der Menſchen Loos.

Wer dürft'gen Standes iſt und krank an Gliedern,
Doch von Gemüthe ſtolz und hochgeſinnt,
Der wähnt und rühmt ſich nicht
An Golde reich und Kräften
Und fordert nicht heraus den Spott der Menge
Durch kindiſches Gepränge
Mit Glücks- und Leibesgaben.
Er ſchämt ſich nicht, als Bettler ſich zu zeigen
An Gut und Blut, und kommt die Rede drauf,
Schätzt er das Seine, nicht die Wahrheit hehlend,
Nach ſeinem wahren Werth.
Der ſchien mir ſtets verkehrt,
Nicht edel, wer geboren
Zum Sterben und in Leiden aufgeſproſſen
Sagt: „Ich bin hier zum Glück!“ —
Und füllt mit ſtinkendem
Selbſtruhm die Blätter, hohe Freudenlooſe
Und Wonnen, ſelbſt im Himmel unbekannt,
Geſchweig' hinieden, dieſen Erdgeſchlechtern
Verheißend, die ein Stoß
Empörter Flut, ein Hauch
Von Fieberluft, ein unterirdiſch Beben
Vernichtet und begräbt,

Daß kaum Erinnrung noch ſie überlebt.
Von edler Art iſt Der,
Der ſeine Menſchenaugen
Auf unſer Aller Schickſal
Zu heften wagt, der von der Wahrheit nichts
Abdingend, frei und offen
Das Leiden eingeſteht, das uns beſchieden,
Und unſer ſchwankes Daſein;
Der ſeinen ſichren Frieden
Bewährt im Dulden, nicht mit Bruderhaß
Und -Hader, herber noch
Als jeglich andres Unheil,
Sein Elend ſchärft; der nicht den Menſchen zeiht
Der Schuld an ſeinen Qualen, ſondern einzig
Die wahrhaft Schuldige, der Menſchheit Mutter
Durch die Geburt, Stiefmutter durch den Willen.
Sie nennt er unſre Feindin; gegen ſie
Zu Schutz und Trutz verbündet,
Gegründet nur zur Abwehr ihrer Feindſchaft
Sei menſchliche Gemeinſchaft
Und aller Menſchen Bruderbund geſtiftet.
Und alleſammt umarmt er
Mit wahrer Liebe, Hülfe
Kraftvoll und raſch ſo bringend wie erwartend
In wechſelnden Gefahren und den Nöthen
Des allgemeinen Kriegs. Und mit den Waffen
Unbilden ahnden oder Fallen legen,
Drin ſich der Nächſte fängt,
Däucht ihn ſo thöricht, wie im Feld, umdrängt
Von Feindesſchaaren, wenn am hitzigſten
Der Sturm des Kampfes tobt,

Den Gegner ſchonend, mit den eignen Freunden
Erboſ'ten Zwiſt beginnen,
Zur Flucht ſie drängen und zu Boden ſchmettern
Des eignen Heeres Glieder.
Wenn die Erkenntniß wieder
Aufginge, wie vordem, der großen Menge,
Und jenes Grauen wieder
Vor der Natur, der argen,
Das zu geſelligem Bund die Menſchen trieb,
Uns warnend übermannte,
Nun klar bewußt: wie anders würden dann
Zucht, biedre Bürgerſitte,
Gerechtigkeit und Ehrfurcht Wurzeln ſchlagen,
Als jetzt in jenen thöricht ſtolzen Poſſen,
Darin des Volkes Treu' und Redlichkeit
Nicht feſter ſteht gegründet,
Als Alles was im Wahn die Wurzeln findet.

Gar oft auf dieſen Halden,
Die troſtlos ganz in Trauer
Einhüllt der ſtarre Fluß, der noch bewegt ſcheint,
Sitz' ich bei Nacht. Und auf die Oede nieder
Seh' ich aus reinſter Bläue
Des Firmaments die Sterne Flammen ſprühn,
Die fern ſich wiederſpiegeln
Im Meer, und ringsum in der ſtillen Leere
Von Funken blitzen weit und breit die Welt.
Und heft' ich dann die Augen auf die reinen
Lichter, die Pünktchen ſcheinen
Und ſind ſo unermeßlich,
Daß gegen ſie in Wahrheit Erd' und Himmel

Nur Pünktchen ſind; und denke,
Daß nicht der Menſch allein,
Auch dieſe Kugel, drauf der Menſch ein Stäubchen,
Ganz ihnen unbekannt; und ſehe dann
Die noch entlegnern, grenzenlos entfernten —
Sternknäuel nenn' ich ſie —
Uns nur wie Nebel ſichtbar, denen nicht
Der Menſch nur und die Erde, nein, zumal
All unſre Sterne, grenzenlos an Zahl
Und Maſſe, ſammt dem Goldgeſtirn der Sonne
Theils unbekannt ſind, oder ſichtbar doch
Nur ſo, wie ſie der Erde,
Ein nebelhafter Lichtpunkt: wie erſcheinſt du
Mir dann, du arm Geſchlecht
Des Menſchen? Und erwäg' ich
Dein Loos hienieden, wie der Boden mir's
Bekundet, den ich trete, und hinwieder,
Daß du den Herrn und Endzweck
Des Weltenalls dich dünkſt und, wenn es dir
Beliebt zu fabeln, ſagſt, auf dieſes dunkle
Sandkörnchen, das den Namen Erde trägt,
Sei'n deinethalb des ew'gen Welttalls Schöpfer
Ehmals herabgeſtiegen, um vertraulich
Zu plaudern mit den Deinen; und wie nun,
Den Kindertraum erneuernd, dieſe Zeit
Der Weiſen ſpottet, ſie, die doch an Wiſſen
Und jeder Kunſt ſo weit
Voran zu ſein ſchien allen andern: welch
Gefühl, armſel'ge Menſchheit, welches Urtheil
Regt ſich zuletzt in meines Buſens Raum?
Ob Lachen oder Mitleid, weiß ich kaum.

Wie wenn vom Baum ein kleiner Apfel fällt,
Den von dem Zweig im Spätherbſt
Kein andrer Zwang als ſeine Reife löſ't,
Und eines Ameisvolkes traute Wohnung,
Mühſam in weicher Scholle
Gehöhlt, und ihre Werke
Und reichen Vorrath, den geduldiglich
Das fleiß'ge Volk wetteifernd angehäuft,
Zur Sommerszeit vorſorgend für den Winter,
Zerſtört, zerſtreut, verſchüttet
In einem Nu: ſo war's, als niederſtürzend,
Aus donnernd grauſer Tiefe
Zum Himmel aufgeſchleudert,
Mit Aſche, Bimsſtein, lockrer Felſenſaat
Nacht und Verderben ſtrömend
In heißen Flammenbächen,
Und aus den Bergesſpalten
Vorbrechend durch den Graswuchs
Ein ungeheurer Schwall
Geſchmolzner Erze, glutgetränkten Sandes
Und flüſſ'ger Lavamaſſen
Die Städte dort tief an dem Uferſaum
Des Meeres überfiel,
Zertrümmert' und begrub
In kurzer Stunde, daß nur Ziegen jetzt
Hier weiden, neue Städte
Erſtehn dort drüben, denen die begrabnen
Zum Schemel dienen, und der ſteile Berg
Die Mauerntrümmer ſchier mit Füßen tritt. —
Es hütet oder hegt
Natur nicht mehr den Menſchen,

Als jenen Ameishaufen; und vernichtet
Sie ſeltner ihn, als dieſe,
Iſt's darum nur allein,
Weil minder fruchtbar iſt die Menſchenbrut.

Wohl achtzehnhundert Jahre
Sind hingegangen, ſeit die blüh'nden Städte,
Von Feuersmacht erſtickt, hinweggeſchwunden,
Und wenn der fleiß'ge Landmann
Die Reben pflegt, die kümmerlich gedeih'n
Hier auf der todten, aſchendürren Scholle,
Hebt er den Blick noch immer
Beſorgt zum unheilvollen
Berggipfel, der mit ungezähmter Wildheit
Noch immer Schrecken birgt, noch immer ihm
Und ſeinen Kindern, ſeiner armen Habe
Verderben droht. Und oft,
Wenn auf dem flachen Dache
Des Hüttleins unterm leichten Hauch der Lüfte
Der Aermſte ſchlaflos liegt die Nacht hindurch,
Springt er empor und ſpäht dem Laufe nach
Des Feuerſtrudels, der ſich niederwälzt
Aus unerſchöpftem Abgrund
Hinab den ſand'gen Hang, daß wiederglänzt
Von Capri die Marina,
Der Hafen Napoli's und Mergellina.
Und ſieht er ihn herannahn, oder hört
Im tiefen Brunnen hinterm Haus das Waſſer
Aufkochend gurgeln, weckt er ſeine Kinder,
Erweckt in Haſt ſein Weib, und fort mit Allem,
Was ſich erraffen läßt an Hausrath, flüchtend,

Sieht er von fern ſein Neſt
Und ſeinen kleinen Acker,
Der vor dem Hunger ihn allein geſchützt,
Zum Raub dem Glutenbache,
Der brauſend niederſchwillt und dicht und feſt
Die Stätten alle unerbittlich zudeckt. —
Es kehrt' ans Licht zurück
Aus der Vergeſſenheit uraltem Grabe
Pompeji, dem verſcharrten
Gerippe gleich, das Habgier
Von Neuem bloßlegt oder frommer Sinn,
Und von dem leeren Forum
Durch ſchnurgerade Reihen
Von Säulenſtümpfen ſchaut der fremde Wandrer
Dort oben fern das zwiegetheilte Joch
Und den umwölkten Gipfel,
Der jetzt noch dieſe Trümmerwelt bedroht.
Und in der ſtillen Nacht mit ihren Schauern
Entlang den Tempelreſten,
Oeden Theatern, umgeſtürzten Mauern,
Drin ihre Jungen birgt die Fledermaus,
Gleich einer düſtren Fackel,
Die qualmend ſchwankt durch menſchenleere Hallen,
Läuft dann der Schein der todesſchwangern Lava,
Die fernher durch die Schatten
Aufleuchtet und ringsum die Gegend röthet.
So, nichts vom Menſchen wiſſend und den Zeiten,
Die er die alten nennt, und daß den Ahnen
Die Enkelkinder folgen,
Ruht ewig jung Natur, vielmehr durchmeſſen
Muß ſie ſo weite Bahnen,

Daß ſie zu ruhen ſcheint. Zu Grunde gehen
Geſchlechter, Sprachen, Reiche: ſie iſt blind,
Und nur der Menſch glaubt ewig zu beſtehen.

Und du, ſchmiegſamer Ginſter,
Der du mit duft'gen Wäldern
Rings dieſe ſchmuckentblößten Fluren zierſt,
Auch du wirſt bald der ſchonungsloſen Macht
Der unterird'ſchen Glut zum Opfer fallen,
Wenn ſie wird niederwallen
Zum wohlbekannten Grund, dein weich Gezweige
Mit hämiſchem Bahrtuch deckend. Und du beugſt
Unter dem Todesdruck dein ſchuldlos Leben
Ohn' alles Widerſtreben.
Doch früher neigſt du nicht mit feigem Flehen
Und unfruchtbarem Jammer je dein Haupt
Dem künftigen Verderber, noch erhebſt du's
In aberwitz'ger Hoffart zu den Sternen,
Verachtend dieſe Wüſte,
Drin du erblüht, nicht eben
Durch freie Wahl, vielmehr durch Schickſalswillen;
Du, weiſer als der Menſch
Und nicht am Wahne krank, als ſei gegeben,
Durch Schickſal oder eigne
Kraft, deinem ſchwachen Stamm ein ewig Leben.

XXXV.

Scherz.

Als Knabe zu den Muſen
Kam ich und wollt' in ihre Lehre gehen.
Und ihrer Eine nahm mich bei der Hand
Und blieb mir zum Geleite
Den ganzen Tag zur Seite,
Die Werkſtatt zu beſehen
Sammt allen Kunſtgeräthen,
Die nöthig den Poeten.
Sie zeigte mir von allen
Den Nutzen und Gebrauch,
Zu Vers und Proſa auch
Zu dienen nach Gefallen.
Ich aber ſchaut' und fragte:
Muſe, wo iſt die Feile? — Und ſie ſagte:
Die iſt verbraucht; man thut's nun ohne ſie.
Und ich: Doch ſorgt ihr nicht,
Daß, wenn ſie ſtumpf ward, ihr ſie raſch erneut?
Und ſie: Wir ſollten wohl; doch fehlt die Zeit.

Von Leopardi's Gedichten erſchienen zuerſt in Rom die beiden Canzonen „An Italien“ und „Ueber ein Dante-Monument“, im Jahre 1818, mit einer Widmung an Vincenzo Monti, den Dichter der Basvilliana und des Ariſtodemo (geb. 1754 geſt. 1827), dem Leopardi in der Zueignung ſagt, daß Jeder, der Italien beklagt und neuerwecken möchte, con infinita consolazione ſeiner gedenken müſſe, da er im Verein mit ſehr wenigen Andern ein Hüter des letzten Ruhmes ſei, der ihrem Vaterlande noch geblieben, jenes Ruhmes, der aus der Pflege der Wiſſenſchaften und insbeſondere der Literatur und der ſchönen Künſte erblühe, ſo daß man noch nicht ſagen könne, Italien ſei todt.*

* Wie klar und ſcharf L. gleichwohl ſchon als Jüngling auch die Schwächen dieſes großen Talentes beurtheilte, zeigt folgende Stelle in den Note e ricordi giovanili (Chiar. op. mor. S. 516):

„Höchſt merkwürdig und man kann ſagen original und ihm ganz eigen iſt bei Monti die Leichtflüſſigkeit, Harmonie, Weichheit,

Im Jahre 1820 folgte in Bologna die erſte Ausgabe der Canzone „An Angelo Mai", mit einer Widmung an den Grafen Leonardo Triſſino. („Sie haben mich öfters, um mich zum Schreiben aufzumuntern, daran erinnert, daß die Geſchichte unſerer Zeit an den Italienern nichts Anderes zu loben finden würde, als ihre Literatur und Sculptur. Heutzutage aber haben wir uns auch in der Literatur fremder Botmäßigkeit unterwerfen müſſen, und ich weiß nicht, wie deßhalb die Nachwelt über uns urtheilen wird, wenn ich erwäge, wie ſehr das Talent der Geſtaltung und Erfindung bei uns erloſchen iſt, wenn auch die Fremden dasſelbe noch immer als unſre beſondere und vorzüglichſte Gabe anerkennen, und wie traurig jede Ader des Gefühls und wahrer Beredſamkeit in uns verſiegt iſt. Trotzdem bleibt das, was die Alten nur als einen Zeitvertreib betrachteten, unſere eigentliche Beſchäftigung. Widmen wir uns alſo nach beſten Kräften der Literatur und befleißigen

---

Biegſamkeit, Eleganz, anmuthvolle Würde oder würdevolle Anmuth des Verſes, und alle dieſe Eigenſchaften finden wir auch in ſeinen Bildern; dazu kommen noch glückliche Auswahl, ſchlagende Deutlichkeit, plaſtiſche Kraft u. ſ. w.; und ich ſage alle, weil auch ſeine Bilder etwas Leichtflüſſiges, Weiches, Biegſames, Leichtes u. ſ. w. haben. Alles aber, was ſich auf die Seele bezieht, Feuer, Leidenſchaft, wahres und tiefes Gefühl, ſowohl im Erhabenen als im Zarten, fehlt ihm durchaus. Er iſt in der That ein Dichter des Ohrs und der Phantaſie, durchaus nicht des Herzens, und ſo oft er, ſei es nun aus freier Wahl, wie im Barden (il Bardo della selva nera), oder aus äußerer Nothwendigkeit, wie in der Basvilliana, gefühlvolle Sachen ausdrücken muß, kommt ſeine Herzenskälte ſo deutlich zu Tage, daß alle Kunſt des

wir uns, mit Worten zu ergötzen, da erfreuliche Thaten zu thun uns vom Schickſal verſagt iſt" u. ſ. w.)

Beide Zueignungen fanden, mit kleinen ſtiliſtiſchen Aenderungen, ihre Aufnahme in die Sammlung der erſten zehn Canzonen, die 1824 in Bologna erſchien. Ihr folgten in den Jahren 1831 und 36 zwei Ausgaben der Canti del conte Giacomo Leopardi. Firenze, per Guglielmo Piatti, die zweite „letzter Hand", da der Dichter im folgenden Jahre ſtarb.

Erſt acht Jahre nach ſeinem Tode erſchien eine Geſammtausgabe, Opere di G. L., edizione accresciuta, ordinata e corretta secondo l'ultimo intendimento dell'autore da Antonio Ranieri (2 Bände, Florenz 1845, mit dem Bildniß des Dichters und der Abbildung ſeines Grabdenkmals), welcher als 3ter und 4ter Theil ſpäter hinzugefügt wurden: Studi filologici, raccolti ed ordinati da Pietro Pellegrini e Pietro Giordani (Firenze 1845); Saggio sopra gli errori popolari degli Antichi, pubblicato per cura

---

Stils und der Compoſition ſie nicht verbergen kann; ſelbſt in ſolchen Stellen geht er ſehr oft, ja vorwiegend mit einer abſtoßenden Kälte und Trockenheit auf die Jagd nach klaſſiſchen, griechiſchen und lateiniſchen Citaten aus, nach einzelnen Wendungen, Concetti u. ſ. w., um auch ſolche Stellen möglichſt elegant auszudrücken; dadurch erkältet er den Leſer, der auch hier nur wieder jene gelehrte Bildung findet — und hier zu noch größerem Schaden als Vortheil — wie in dem ganzen übrigen Gedicht, das gleichfalls mit Ueberſetzungen klaſſiſcher Stellen durchwoben iſt. Das nämlich iſt Monti's Gewohnheit, in der Basvilliana wie überall, eine Menge Stellen, Wendungen, Phraſen, Bilder, Gleichniſſe und Metaphern — allerdings gut, aber gleichſam nur formell — aus den Alten herüberzunehmen."

di Prospero Viani (Fir. 1846); endlich das Epistolario, raccolto e ordinato da Prospero Viani.

Seitdem folgten mehrere Ausgaben der Gedichte und der ſämmtlichen Werke, von denen hier nur die zierliche Taſchenausgabe der Canti (Firenze, Successori Le Monnier 1869 in 16° und die ſehr empfehlenswerthe zweibändige der Poesie und der Operette Morali mit Einleitung und Noten von G. Chiarini (Livorno, Franc. Vigo 1869 und 70) erwähnt ſein mögen.

Von deutſchen Ueberſetzungen erſchienen einzelne Verſuche noch bei Lebzeiten des Dichters. Ob er von dem Unternehmen einer erſten Geſammtüberſetzung, die Kannegießer im Dec. 1836 Karl Witte zueignete, noch erfahren habe, iſt mir nicht bekannt. Dieſelbe erſchien in Leipzig bei Brockhaus 1837* und enthielt nur die 23 Gedichte der Florentiner Ausgabe von 1831.

Die Mängel dieſer Ueberſetzung, ſowohl in Bezug auf das Verſtändniß des italieniſchen Textes, wie im dichteriſchen Ausdruck, ſind ſo offenkundig, daß wir uns ein näheres Eingehen darauf erſparen dürfen. Auch auf eine Kritik der zweiten, zwei Jahrzehnte ſpäter veröffentlichten und um die Gedichte der poſthumen Ausgabe vermehrten Ueberſetzung Robert Hamerling's (Hildburghauſen, Verlag des Bibliogr. Inſt.

---

* Das Motto aus Petrarca:

La mia favola breve è gia compita
E fornito il mio tempo a mezzo gli anni

deutet an, daß der Tod Leopardi's ſchon in Deutſchland bekannt war, als Kannegießer's Buch erſchien.

1866) möchte ich verzichten. Hamerling's nächſter Nachfolger, Guſtav Brandes, hat hinlängliche Belege dafür geſammelt, daß hier die Treue ſowohl gegen den Sinn, als gegen die Form des Originals allzuhäufig verletzt worden iſt. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß Hamerling die Arbeit vielfach als ein opus operatum behandelt habe, vielleicht durch einen Termin gedrängt, der ihm die ruhige, pietätvolle Vertiefung in die überaus ſchwierige Aufgabe unmöglich machte. So iſt leider eine übereilte, unzulängliche Leiſtung zu Stande gekommen, die ſeines Dichternamens in der That nicht würdig iſt.

Ich ſelbſt habe ſeit meiner erſten Bekanntſchaft mit Leopardi der Verſuchung nicht widerſtehen können, einige ſeiner ſchwermuthsvollen Weiſen nachzudichten, Anfangs vielleicht nur um zu erproben, wie weit es überhaupt gelingen könne, dieſe bezaubernde Miſchung von Erhabenheit und Einfachheit, von ſinnlichem Wohllaut und geiſtiger Schärfe, die gelegentlich an dialektiſche Nüchternheit ſtreift, von erregteſter perſönlicher Stimmung und gelaſſenſter Plaſtik des Ausdruckes in unſerer ſo viel herberen Sprache wiederzugeben. Welche Mühe Leopardi ſelbſt es ſich koſten laſſen, ſeinen Stil zu bilden, daß er in der Mitte zwiſchen archaiſtiſcher Affectation und moderner Abgeſchliffenheit dies ihm ganz eigene Gepräge erhielt, lehrt ein Blick in die philologiſchen Anmerkungen, die er ſeinen erſten zehn Canzonen mitzugeben für nöthig hielt. Wie ſorgſam er jede Zeile überwachte, unerbittlich alles Leere, Conventionelle,

nur äußerlich Schmückende fernhaltend, wie er aus Furcht, gehaltlos zu werden, vielfach ins Dunkle, Schwere, allzu Gefüllte und Ueberhäufte verfällt, zeigen nicht bloß ſeine Erſtlinge, die noch von den Muſtern der Alten ſich nicht völlig frei gemacht und einen gelehrten Anſtrich behalten haben, ſondern auch wieder ſeine letzten, in der äußeren Form beinahe feſſellos ſchweifenden lyriſchen Ergüſſe, in welchen uns neben Stellen des erhabenſten Schwunges andere begegnen, deren Stil faſt an philoſophiſche Proſa erinnert.

Gleichwohl, ſo wenig meine Verſuche mich befriedigten, kehrte ich immer wieder in verwandten Stimmungen zu ihnen zurück, ohne anderen Zweck, als mich ſelbſt durch das Ringen mit dieſem mächtigen Geiſt zu ſtärken oder wohlthätig zu ermüden. An eine eigene Geſammtüberſetzung dachte ich nicht eher, als bis etwa vier Fünftel der Gedichte mehr oder weniger lesbar zu Stande gekommen waren, unter dieſen noch nicht die ſchwierigſten aus der erſten, mehr akademiſchen Periode des Dichters: II—V, VII, dann XVIII, XXVI, XXXI. Erſt jetzt lernte ich die dritte der bereits erſchienenen Ueberſetzungen kennen: Giacomo Leopardi's Dichtungen, deutſch von Guſtav Brandes (Hannover, Carl Rümpler 1869), von deren Vorhandenſein ich freilich gewußt hatte, die mir aber zufällig nie vor Augen gekommen war. Daß ich mich nicht früher beeilt hatte, ſie zum Vergleich heranzuziehen, hatte ſeinen Grund in meiner Ueberzeugung von der faſt unbeſiegbaren Schwierigkeit der Aufgabe. Wenn ein Dichter von Hamerling's Ruf, dachte ich, ſo weit hinter dem Ideal zu-

rückbleibt, iſt die Wahrſcheinlichkeit gering, daß ein Dilettant, der die Sache aus Liebhaberei unternommen, glücklicher zum Ziele gekommen ſein möchte.

Der erſte Blick in das Brandes'ſche Buch beſchämte meinen Unglauben, und zwar, wie es zu geſchehen pflegt, ſo lebhaft, daß ich nun eben ſo geneigt war, die Arbeit dieſes Vorgängers zu überſchätzen, wie ich auf bloßes Hörenſagen ihr Unrecht gethan. Hier ſchien mir Alles geleiſtet, was überhaupt billigerweiſe von einem verdeutſchten Leopardi gefordert werden könne. Die Trefflichkeit der hiſtoriſch-biographiſchen Einleitung habe ich ſchon oben anerkannt. Aber auch die Ueberſetzung, zumal jener Gedichte, an denen ich mich ſelbſt noch nicht verſucht hatte, machte den günſtigſten Eindruck. Sie vereinigt Treue mit Leichtflüſſigkeit, melodiſchem Klang, Reinheit der Reime, ſo weit dieſelbe ohne allzu große Opfer durchzuführen war, — kurz, dieſer Arbeit gegenüber ſchien es mir nicht nur überflüſſig, die eigene fortzuſetzen und zu vollenden, da jeder des Italieniſchen Unkundige, der von dem Dichter des Peſſimismus eine Vorſtellung gewinnen wollte, an dieſem Buche den zuverläſſigſten Interpreten fände, ſondern ich ſcheute mich auch, durch die Herausgabe meiner Ueberſetzung mir ſelbſt den Vorwurf zuzuziehen, den ich oft gegen Andere ausgeſprochen, daß in unſerer literariſchen Welt die Unſitte herrſche, eine Aufgabe dieſer Art, die irgend Jemand mit Fleiß und Glück ſo eben gelöſ't, auf der Stelle noch einmal zu unternehmen nur um dieſe oder jene geringfügigen Mängel des Vorgängers zu beſſern, oder um das, was der

Eine ſo zu machen für gut befunden, überhaupt nur anders zu machen.

Ein genaueres Studium des Brandes'ſchen Buches hat mich von dieſer Anſicht zurückgebracht. So ſehr ich mich mehr und mehr überzeugte, daß die Einleitung Alles enthalte, was zur Orientirung über die perſönlichen und Zeitverhältniſſe des Menſchen Leopardi für ein deutſches Publikum irgend von Wichtigkeit ſein könnte, ſo entſchieden beſtärkte ich mich in der Meinung, daß der Dichter noch nicht zu ſeinem vollen Rechte gekommen, daß es nicht nur wünſchenswerth, ſondern möglich ſei, von ſeiner freilich unerreichbaren Art und Kunſt einen reineren und mächtigeren Begriff zu geben, als hier, trotz des redlichſten Bemühens und ſo mancher glücklichen Inſpiration, im Großen und Ganzen geſchehen war.

Nicht von einzelnen Härten, Ungelenkheiten, Trübungen des Sinnes oder gar Mißverſtändniſſen — die ſelbſt bei dieſem gewiſſenhaften und des Italieniſchen ſo kundigen Ueberſetzer mit unterlaufen — ſoll hier die Rede ſein; obwohl eine Nachdichtung, deren Verfaſſer „an ſich ſelbſt die höchſten Anſprüche gemacht zu haben glaubt", es vermieden haben ſollte, gleich in der erſten Strophe der erſten Canzone von dem Lorbeer und dem Schwert zu reden, „die einſt umzogen der Ahnen Stirn und Hüfte" und in derſelben Strophe von „Ketten, die beide Arme ihr umziehen", — beide Male nur aus Reimnoth —, und ſich Inverſionen zu erlauben wie S. 148

und kannſt du nicht beſinnen
Dich eines Beſſern, ſchauend ſolch Exempel

und S. 156

Daß deine Söhne jagen
Nicht blind dem Glücke nach

oder S. 158

Wenn anders Frau'n noch wählen
Sich lieber Männerkraft als Weiberſeelen.

Auch einzelne Abweichungen in der Reimordnung (S. 170 V. 84 u. 86; S. 230 V. 51 u. 52; S. 234 V. 19 u. 23; S. 242 V. 118, 122, 126; S. 254 u. 55 V. 18 u. 24 u. a.) oder in der Silbenzahl einzelner Verſe können nicht in Betracht kommen. Schwerlich wird bei einer ſo ſchwierigen Aufgabe jedes Verſehen ſo geringfügiger Art zu vermeiden ſein, und meine eigene Arbeit mag ſich davon nicht frei gehalten haben. Wichtiger iſt eine Principienfrage, die auf die Haltung und Farbe des Ganzen einen bedeutſamen Einfluß geübt hat.

Der italieniſche Vers hat bekanntlich in der Regel weiblichen Ausgang. Wo der männliche — in kürzeren lyriſchen Strophen, wie in der „Auferſtehung" (S. 143) — zwiſchen den weiblichen oder gleitenden (sdruccioli) auftritt, erſcheint er als ein eigenes rhythmiſches Element, deſſen Werth und Wirkung zu erörtern hier zu weit führen würde. Die Canzone hat zu allen Zeiten an dem weiblich endenden Verſe feſtgehalten, wie auch der fünffüßige Jambus, die versi sciolti, ſowohl in der Satire als im Drama.

Dieſe metriſche Eigenheit, die dem Genius der italieniſchen Sprache völlig angemeſſen iſt, verleiht ihrer Poeſie für ein germaniſches Ohr, das die feineren Stilunterſchiede noch nicht zu erkennen vermag,

durchweg einen weichen, elegiſchen Klang, während die verſchiedene Behandlung des Verſes für das Ohr des Italieners die größten Unterſchiede ſelbſt in der ganz äußerlichen Wirkung des Stils hervorbringt. Ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn Leopardi's Vers im Großen und Ganzen, etwa im Vergleich mit der Petrarchiſchen Form, nicht als ein gedrungener, energiſch geſpannter, männlicher Vers erſchiene, dem nicht ſein Recht geſchieht, wenn wir ihn bei einer Uebertragung ins Deutſche durchaus in weiblich ausklingendem Rhythmus hingleiten laſſen. Dies hat Brandes gethan, obwohl er in den fünffüßigen Jamben gleichfalls von dem Geſetz der ausſchließlich weiblichen Verſe abgewichen iſt, und hat ſich dadurch die Arbeit mit großer Entſagung ſelbſt erſchwert, mit all ſeiner Mühe aber nur das bewirkt, daß er den charakteriſtiſchen „poetiſchen Hauch, jenes unerklärliche Etwas, welches unmittelbar auf die Seele wirkt", vielfach geſtört und die Grundfarbe des Originals gerade durch zu ängſtliche formelle Treue getrübt hat. Mögen die kleineren Stimmungsgedichte von rein elegiſchem Charakter durch dieſen gleichmäßigen Tonfall vielleicht gewonnen haben: die großen betrachtenden, patriotiſchen, leidenſchaftlich hinſchreitenden Canzonen wirken in dieſer Geſtalt ſicherlich befremdlich weich auf den deutſchen Leſer.

Dazu kommt ein anderes Uebel, das aus dem Beſtreben hervorging, das Original an melodiſchem Vollklang womöglich zu überbieten: die viel zu häufige Freiheit, die Brandes ſich genommen, in einander übergehende Verſe durch ſolche zu erſetzen,

wo der Satz mit dem Versende schließt. Seine Verse tönen darum vielfach melodischer aus, als im Original, nähern sich weit mehr der conventionellen schönen Verskunst Petrarca's und bestechen auf den ersten Anblick durch ihre ruhigere Gliederung.

Und doch müssen wir uns sagen, daß Leopardi gewiß mit voller Absicht seine Verse so und nicht anders gebaut haben wird, daß es auch ihm unschwer gelungen sein würde, Satzglied und Verszeile sich regelmäßiger decken zu lassen. Wenn er es verschmähte, wußte er wohl, was er damit erreichen wollte: einen Stil, der sich der gesprochenen Rede inniger anschmiegte, den Geist des Hörers nicht mit schmeichelnder Musik gegen den Sinn der tiefen und oft dunklen Gedanken abstumpfte. Mag er aber auch Nichts damit gewollt haben: wir sind es ihm schuldig, ihn zu geben, wie er selbst sich gegeben hat. Nirgend ist eine Aenderung, welche die Miene annimmt, eine Verschönerung sein zu wollen, weniger am Platz, als einem so vollendeten, so bewußten und tiefsinnigen Meister gegenüber, wie Leopardi nach dem einstimmigen Zeugniß seiner Nation auch als Sprachbildner und Stilist gewesen ist.

Ich würde auf diesen Punkt weniger Gewicht legen, am wenigsten eine Absicht meines Vorgängers darunter vermuthen, wenn er nicht in einigen Fällen es geradezu ausgesprochen hätte, daß er an der Form geändert, um — nach seinem Dafürhalten — den fehlerhaften Bau einer Strophe zu corrigiren. (Vgl. die Anmerkung zum XXXIII. Gedicht.) Vielleicht mag es auch mir nicht immer geglückt sein, durch die

vielen Einſchnitte der Verſe hindurch ſo wie im Original den leichten Fluß der Strophe ſicher hinüberzutragen. Den Geſammtcharakter indeſſen, der faſt immer an eine geſprochene Herzensbeichte, eine im Feuer des Moments improviſirte Rede, nicht an lyriſchen Stimmungsniederſchlag in reinlichen, gleichförmigen Wortgebilden erinnert, glaube ich durch meine ſorgfältige Nachbildung dieſer formellen Eigenthümlichkeit beſſer gewahrt zu haben, wie denn auch der männliche Ausklang des Verſes, mit weiblichem regellos wechſelnd, dem Geiſte Leopardi's ſicherlich congenialer iſt, als die in deutſcher Poeſie unerhörte Monotonie der weiblichen Endungen.

Mit all dieſem iſt aber der Hauptpunkt noch nicht berührt, um den es ſich für mich handelte, als ich Vorzüge und Mängel der Brandes'ſchen Ueberſetzung gegen einander abwog und zu dem Schluſſe kam, ein neuer Verſuch werde nicht als müſſiger Zeitvertreib, aus eigenſinnig-individuellem Formtrieb entſprungen, von den Einſichtigen verurtheilt werden. Je mehr ich mich nämlich bemühte, die Leiſtung meines Vorgängers im Ganzen und als ein Ganzes zu würdigen, je deutlicher wurde meine Empfindung, daß es ihr gerade im Ganzen an etwas ſehr Weſentlichem, an dem Einen, was Noth thut, fehle, daß nicht ſowohl einzelne ſtiliſtiſche Mängel hier in Betracht kämen, als vielmehr die Erkenntniß, der ich mich nicht verſchließen konnte, daß die Arbeit überhaupt keinen Stil habe.

Was unter dieſem vieldeutigen Wort zu verſtehen ſei, iſt bekanntlich eine der ſchwierigſten Fragen

unſerer noch ſo tief im Argen liegenden Aeſthetik. Vielleicht wenn man dahin gekommen ſein wird, die Wiſſenſchaft vom Schönen nicht von oben herab aus abſtracten Principien herzuleiten, ſondern ſie auf dem breiten Mutterboden der pſychologiſchen Erfahrung aufzubauen, wird auch der Stilbegriff ſich leichter und ſicherer begründen laſſen. Hier genüge es, daran zu erinnern, was in allen noch ſo verſchiedenen Definitionen des Stils als ein Gemeinſames wiederkehrt: an den Begriff einer von innen heraus nach eigenem Geſetze bildenden und alle Glieder durchdringenden einheitlichen Kraft. Dieſes bildende Princip iſt überall das Individuelle, die Macht der Perſönlichkeit, die einen künſtleriſchen Stoff nach eignem Triebe zum Abbild ihrer ſelbſt ausprägt, von der Signatur aller anderen, geringeren oder überlegenen Individuen unterſcheidbar. Sprechen wir doch auch vom Stil in der Baukunſt, die nicht das Werk eines Einzelnen iſt, einem doriſchen, joniſchen, korinthiſchen z. B., nur in ſo fern, als wir das hier waltende formgebende Gefühl als einen charakteriſtiſchen Zug der geſammten Volksperſönlichkeit auffaſſen, wodurch mit ſchlagender Schärfe die Fülle der einzelnen in einem Stamm zerſtreuten Kunſttriebe unter ein einziges großes Geſetz gebändigt worden ſei.

Fordern wir nun von den Erſcheinungen, die das Zuſammenwirken unzähliger Einzelkräfte nöthig machen, einen klarausgeprägten Stil in dieſem Sinne, um ihnen bleibenden Werth und Bedeutung für die Entwicklung der Künſte einzuräumen, wie viel mehr müſſen wir bei der allerperſönlichſten Kunſtübung,

der Poeſie und der lyriſchen insbeſondere, vor Allem danach fragen, ob eine einzelne Erſcheinung ſo deutlich ein durchwaltendes individuelles Machtgefühl, ein kräftig organiſirendes Geſetz in all ihren Lebenserſcheinungen offenbare, daß wir ſie zu den dauernden Geſtalten, zu den ewig bedeutſamen und wirkſamen Repräſentanten der Gattung zählen dürfen. Hier iſt von keinem Geſchmacksurtheil die Rede, nur von dem Erforſchen natürlicher Verhältniſſe, und die anziehende oder abſtoßende Wirkung, die gewiſſe Naturkräfte auf gewiſſe Complexionen, Temperamente oder Geſchmacksrichtungen ausüben, kann erſt in zweiter Linie in Betracht kommen. Es iſt für dieſe Vorfrage ſehr gleichgültig, ob ein Dichter mehr oder weniger Phantaſie, Geiſt, Naturgefühl, Formſinn, Geſchmack, ſittliche Tiefe beſitze. Zunächſt handelt es ſich darum, zu prüfen, ob das, was er von all dieſen Eigenſchaften beſitzt, ſich zu künſtleriſchen Gebilden vereinige, die nach einem deutlich erkennbaren individuellen Geſetz ſich geſtalten, regen und bewegen, mit Einem Wort, ob ſie im Stande ſind, den Eindruck von Schöpfungen zu machen, die mit Naturnothwendigkeit ſo und nicht anders entſtanden ſeien. Iſt dies der Fall, worüber freilich nur ein feingearteter, durch lange Uebung geſchärfter Sinn zu urtheilen vermag, ſo ſagen wir, daß dieſer Dichter einen charakteriſtiſchen Stil habe, was im Grunde nichts Anderes heißt, als daß er überhaupt ein wirklicher Dichter ſei. In dieſem Sinne könnte man das bloße Talent im Gegenſatz zum wahren Genie dahin bezeichnen, daß ihm alle geiſtigen und ſinnlichen Gaben verliehen ſein könn-

ten, die zur Hervorbringung künſtleriſcher Werke nöthig ſind, nur nicht jene geheimſte perſönliche Macht und Selbſtherrlichkeit, die jedes einzelne Werk als eine Offenbarung dieſes und keines andern Menſchenweſens erſcheinen laſſe.

Niemand wird es einfallen zu bezweifeln, daß in dieſem Sinne Leopardi eine der ſtilvollſten Dichternaturen war, einheitlich bis zur Eintönigkeit, in ſein Selbſt zurückgezogen bis zu ſtarrer Vereinſamung, vom Recht ſeiner Perſönlichkeit in hohem Stolz durchdrungen und überdies ein ſo feinhöriger, bewußter Beherrſcher der Form, daß er von ſeinem Stil — das Wort hier im äußerlichen Sinne genommen — jede Wendung ſorgfältig fern hielt, die nicht vom individuellſten Hauche belebt war. Wer uns daher den Dichter Leopardi nahe bringen will, deſſen höchſte Sorge wird es ſein müſſen, vor Allem den Eindruck einer geſchloſſenen Perſönlichkeit wieder hervorzurufen, alle Worte und Wendungen, die das Original zu interpretiren verſuchen, aus einem möglichſt einheitlichen Sprachgefühl hervorquellen zu laſſen, überhaupt nicht eher ans Werk zu gehen, als bis er mit eigner künſtleriſcher Kraft das geiſtige Grundweſen des fremden Dichters in ſeinem Innern nachgeſchaffen hat.

Wie ſchwer dieſes höchſte Ziel des Ueberſetzers zu erreichen iſt, wenn es ſich um die eigenartigſten Dichternaturen handelt, wie ſelten die Aufgabe voll erkannt und mit congenialer Meiſterſchaft gelöſ't worden iſt, bedarf keines weiteren Zeugniſſes. Niemand iſt dem Ideal dieſer Kunſt, die auf ihrer Höhe aus einer Dienerin wieder zur Selbſtherrſcherin wird, näher

gekommen, als A. W. Schlegel. Auch war er ſich der ganzen Größe des Unternehmens klar bewußt.* Wir wiſſen, daß er kein Dramatiker war. Aber in den Augenblicken, wo es ihm gelang, das Feinſte und Geiſtigſte des Shakſpeare'ſchen Stiles nachzubilden, wird er ſelbſt etwas von der Stimmung des Dramatikers in ſich empfunden haben, da ihm dann die Dichternatur, der es hier gerecht zu werden galt, in ihrer ganzen Lebensfülle eben ſo deutlich vorſchweben, ihn eben ſo ſchöpferiſch anregen mußte, wie der Held eines Dramas als ein lebendig athmendes Weſen im Dichter ſelbſt ſich regen muß, um ein einheitliches individuelles Gepräge von ihm zu empfangen. Und wie der originale Dichter ſich hüten wird — vielmehr ſich nicht erſt künſtlich zu hüten braucht —, etwa in einem Monolog ſeinen Helden nicht aus dem Stile fallen, d. h. ihn nichts ſagen zu laſſen, was der Einheit ſeines Charakters widerſpräche, ſo wird der Ueberſetzer, wenn er von dem Stil ſeines Urbildes, d. h. von der Einheit eben dieſes Dichtercharakters durch-

---

* Wenn es nun möglich wäre, — ſagt er in dem Aufſatz „Etwas über William Shakſpeare, bei Gelegenheit Wilhelm Meiſter's" (Sämmtl. Werke, herausg. v. Böcking VII. S. 39) — ihn (Shakſpeare) treu und zugleich poetiſch nachzubilden, Schritt vor Schritt dem Buchſtaben des Sinnes zu folgen und doch einen Theil der unzähligen, unbeſchreiblichen Schönheiten, die nicht im Buchſtaben liegen, die wie ein geiſtiger Hauch über ihm ſchweben, zu erhaſchen! Es gilt einen Verſuch. Bildſamkeit iſt der ausgezeichnetſte Vorzug unſerer Sprache, und ſie hat in dieſer Art ſchon vieles geleiſtet, was andern Sprachen mißglückt oder weniger gelungen iſt: man muß an Nichts verzweifeln.

drungen iſt, in ſeiner Nachdichtung mit ſicherem Takt Ton und Farbe gleichmäßig ſtimmen und alle Einzelheiten des Ausdrucks einem entſcheidenden Geſammtgefühl unterordnen.

Mit dieſem Maßſtabe gemeſſen — wie wenige unſerer Ueberſetzungen können vor einer ſchärferen Kritik beſtehen! Und wahrlich iſt es noch kein ſchwerer Tadel, wenn ich offen ausſpreche, daß die Brandes'ſche Ueberſetzung dieſer höchſten Forderung nicht genügt. Ich bin nicht geſonnen, im Einzelnen nachzuweiſen, wo ſie etwa aus dem Stil fällt, einzelne Stellen desſelben Gedichts gegeneinander zu halten, die wie aus entgegengeſetzten Tonarten klingen, Wendungen mit einander zu vergleichen, die einem ſo grundverſchiedenen Sprachgefühl angehören, wie wenn etwa Leſſing'ſche Redeweiſe mit Theodor Körner'ſcher gepaart würde. Nur um für meine Behauptung nicht jeden Beweis ſchuldig zu bleiben, führe ich den Beginn des 17. Gedichts, Conſalvo, hier an:

Conſalvo fühlte nah ſein Lebensende,
Ein ſonſt gefürchtet, jetzt willkommnes Ziel.
Er lag auf ſeinem Sterbebett; ihm winkte
Schon nah' inmitten ſeines fünften Luſtrums
Das heiß erſehnte Land „Vergeſſenheit".
So lag er da, an ſeinem Todestage
Von ſeinen liebſten Freunden längſt verlaſſen;
Denn endlich bleibt kein Freund dem Mann auf Erden,
Der dieſes Erdenlebens überdrüſſig.
Nur Eine harrte aus an ſeiner Seite,
Gerührt von Mitleid, weil er ſo verlaſſen,
Sein ſteter und alleiniger Gedanke,
Elvira, Abbild göttergleicher Schönheit.

Wer in dieſen Verſen, die völlig wie der Anfang einer proſaiſchen Novelle klingen, einen Hauch des Leopardi'ſchen Geiſtes zu ſpüren vermag, dem würde wohl auch eine Reihe ähnlicher Beiſpiele nicht genügen, um mein Urtheil von dem Verdacht der Parteilichkeit für den eigenen Verſuch zu reinigen.

Wie weit entfernt ich von der Einbildung bin, das Letzte und Beſte geleiſtet zu haben, was überhaupt möglich ſei, wird Jeder erkennen, der mir bis hierher unbefangen gefolgt iſt. Nur des ernſten Strebens bin ich mir bewußt, nicht bloß den Inhalt dieſer Dichtungen in möglichſter Treue und erträglich fließenden Verſen zu überliefern, ſondern den Dichter ſelbſt, ſoweit ein ſo viel ſpröderes Idiom es geſtatten wollte, als eine ganze, von Einem geiſtigen Hauch beſeelte Geſtalt, die ihre eigene Sprache ſpricht, nachzuſchaffen und unſerem Volke zuzuführen.

Bald nach dem Erſcheinen der erſten zehn Canzonen (Bologna 1824) brachte die Zeitſchrift Il nuovo Ricoglitore, erſter Jahrgang 1825, Seite 659, eine anonyme Beſprechung des Heftchens, als deren Verfaſſer nach den ſicherſten Zeugniſſen (u. A. ſeiner

eigenen Schweſter) der Dichter ſelbſt zu betrachten iſt. Fehlten indeß auch alle äußeren Kriterien, ſo würden ſchon die inneren, Stil und Ton des merkwürdigen Artikels und die Enthaltung von jedem eigentlichen Urtheil über den dichteriſchen oder Gedankenwerth dieſer „Novität“, aufs Beſtimmteſte auf Leopardi's Urheberſchaft hinweiſen.

Dieſe Selbſtanzeige lautet:

„Zehn Canzonen ſind es, und mehr als zehn Abſonderlichkeiten (stravaganze). Zuerſt: unter zehn Canzonen nicht eine einzige, die von Liebe handelt. Zweitens: nicht alle, und auch dieſe nicht überall, ſind im Petrarchiſchen Stil. Drittens: ſie ſind auch nicht im Stil der Arcadia noch des Frugoni, weder in dem Chiabrera's, noch Teſti's, Filicaja's, Guidi's oder Manfredi's, noch erinnern ſie an die Lyrik Parini's oder Monti's, kurz, an keinen andern Stil der italieniſchen Lyrik. Viertens: Niemand würde aus den Ueberſchriften den Inhalt der einzelnen errathen können; ja meiſtentheils vertieft ſich der Dichter ſchon vom erſten Verſe an in Betrachtungen, die von Allem, was der Leſer erwarten könnte, weit abliegen. So ſpricht z. B. ein Hochzeitslied weder von Ehebett noch von Gürtel, noch von Venus oder Hymen. Eine Canzone an Angelo Mai ſpricht von ganz anderen Dingen als von Handſchriften. Eine an einen Sieger im Ballonſpiel iſt keine Nachahmung Pindar's. Eine andere an den Frühling beſchreibt weder Wieſen noch Gebüſche, weder Blumen noch Gräſer und Kräuter. Fünftens: die Themata der Canzonen ſind an und für ſich nicht weniger abſonderlich. Eine, die betitelt

iſt „Sappho's letzter Geſang", ſtellt ſich die Aufgabe, das Unglück einer feinfühligen, zarten, ſenſitiven, edlen und warmen Seele zu ſchildern, die, jung an Jahren, ſich in einem häßlichen Körper befindet; eine ſo ſchwierige Aufgabe, daß meines Wiſſens kein namhafter Autor weder bei den Alten noch bei den Neueren ſich daran gewagt hat, mit alleiniger Ausnahme der Frau von Staël, die dasſelbe Sujet, doch in ganz anderer Weiſe, in einem Brief zu Anfang ihrer Delphine behandelt. Eine andere Canzone, „Hymnus an die Patriarchen oder von den Anfängen des Menſchengeſchlechts", iſt im Grunde nur ein Panegyricus auf die Sitten in Californien und behauptet, daß das goldene Zeitalter keine Fabel ſei. Sechſtens: alle Canzonen ſind voll von ſchwermüthigen Klagen; als ob Welt und Menſchen traurige Dinge wären und das menſchliche Leben unglücklich. Siebentens: wenn man ſie nicht aufmerkſam lieſ't, verſteht man ſie nicht. Als ob die Italiener aufmerkſam zu leſen pflegten! Achtens: der Dichter ſcheint die Abſicht gehabt zu haben, ſeine Leſer zum Denken anzuregen. Als ob dem, der ein italieniſches Buch lieſ't, etwas davon im Kopf bleiben müßte, oder als ob heutzutage der, der ſchreiben will, vorher einen Gedanken in ſich tragen müßte! Neuntens: faſt ſo viel Seltſamkeiten wie Behauptungen. Zum Exempel: daß nach der Entdeckung Amerika's die Erde uns kleiner ſcheine, als vorher; daß die Natur zu den Alten geſprochen, d. h. ſie inſpirirt habe, jedoch ohne ſich ihnen zu enthüllen; daß, je mehr Entdeckungen in den Naturwiſſenſchaften gemacht würden, deſto mehr unſre Vorſtellung von der

Nichtigkeit des Univerſums ſich befeſtige; daß Alles in der Welt nichtig ſei außer dem Schmerz; daß Schmerz beſſer ſei, als Langeweile; daß unſer Leben zu nichts Anderem diene, als es ſelbſt verachten zu lernen; daß die Erkenntniß der Nothwendigkeit eines Uebels nur die gewöhnlichen Seelen, nicht aber die großen darüber tröſten könne; daß Alles im Univerſum Geheimniß bleibe, bis auf unſer Unglück. Zehntens, — elftens, — zwölftens und ſo fort.

Als eine Probe wollen wir hier die Canzone „An die Geliebte" mittheilen, die kürzeſte von allen und vielleicht, bis auf das Sujet, die wenigſt abſonderliche. Die „Geliebte" des Autors iſt eines jener Idole, eines jener mit himmliſcher und unausſprechlicher Schönheit und Tugend geſchmückten Phantome, wie ſie uns oft im Schlaf und Wachen vor die Phantaſie treten, wenn wir kaum dem Knabenalter entwachſen ſind, und ſpäterhin noch zuweilen, aber ſeltener, im Traum oder einer Art von Hallucination, im Jünglingsalter. Mit einem Wort es iſt das Weib wie es ſich nirgends findet. Der Autor weiß nicht, ob ſeine Geliebte (und indem er ſie ſo nennt, erklärt er, daß er keine Andere neben ihr liebe) bis jetzt überhaupt geboren ſei oder jemals werde geboren werden; er weiß, daß ſie gegenwärtig nicht auf Erden lebt, daß wir nicht ihre Zeitgenoſſen ſind; er ſucht ſie unter den Platoniſchen Ideen, er ſucht ſie im Monde, auf den Planeten des Sonnenſyſtems, auf denen der Sternenkreiſe. Wenn man dieſe Canzone ein Liebesgedicht nennen will, kann eine ſolche Liebe doch ſicherlich weder Eiferſucht

leiden noch einflößen, denn außer dem Verfaſſer wird kein irdiſcher Verliebter Luſt haben durch das Teleſkop zu lieben. (Hier folgt die Canzone S. 135:

Du Holde, die mein Sehnen ꝛc.)

Zwiſchen den Canzonen ſind einige Proſaſtücke eingeſtreut, nämlich zwei Briefe, einer an den Ritter Monti und ein anderer an den Grafen Triſſino von Vicenza, und eine „Vergleichung der Sentenzen des jüngeren Brutus und des Teophraſt nahe vor ihrem Tode". Dann folgen Anmerkungen, größtentheils ſprachlicher Art; denn in Italien iſt die Sprache ſo zu ſagen die Tagesfrage, und man kann nicht läugnen, daß der Tag in Italien lang iſt.

Das Herz fühlt endlich
An allen Dingen Ueberdruß, am Schlaf,
Am Tanzen, am Geſang und an der Liebe,
Die ſüßer doch, als von der Sprache reden;
Allein der Sprache wird es niemals ſatt, —*

wenigſtens das Herz der Italiener."

---

* Alles wird man ja ſatt, des Schlafes ſogar und der Liebe,
Auch des ſüßen Geſangs und bewunderten Reigentanzes,
Welche doch mehr anreizen die ſehnſuchtsvolle Begierde
Als der Krieg; doch die Troer ſind niemals ſatt des Gefechtes.
Hom. Il. XIII. 636.

Anmerkungen.

I.

An Italien.

v. 80. „Der Kampf bei den Thermopylen wurde in der That von Dem gefeiert, der in dieſem Gedicht als Sänger eingeführt wird, von Simonides, den die Alten unter ihre erſten Lyriker zählten und der, was wichtiger iſt, zur Zeit des perſiſchen Krieges lebte und ein geborener Grieche war.* Wenn wir auch von ſeiner Grabſchrift abſehen, die bei Cicero und Andern angeführt wird, haben wir doch das Zeugniß Diodor's im 11. Buche, wo auch einige hierauf bezügliche Worte des Dichters angeführt werden, von denen ich zwei oder drei in den fünften Vers der letzten Strophe aufgenommen habe" u. ſ. w.

Aus dem Briefe Leopardi's an Vincenzo Monti vor den Ausgaben von Rom und Bologna.

---

* geb. auf der Inſel Kos 559, geſt. 469 v. Chr.

II.

Als man Dante in Florenz ein Denkmal ſetzen wollte.

Das Monument, worauf ſich dies Gedicht bezieht, wurde 1829 in der Kirche Sta. Croce in Florenz enthüllt. Brandes.

v. 17.

Pensier degli avi nostri e de' nepoti.
Der Ahnen denk' im Herzen
Und denke der Geſchlechter künft'ger Tage

überſetzt Brandes. Es iſt aber wohl nur der Gegenſatz der früheren Zeit und der heutigen gemeint.

v. 18. Leopardi hat hier beſonders Byron im Auge, der im 4. Geſang ſeines Childe Harold Strophe 56 die Frage aufwirft:

But where repose the old Etruscan three —
Dante and Petrarch and, scarce less than they,
The Bard of Prose, creative spirit! he
Of the Hundred Tales of love — where did they lay
Their bones, distinguish'd from our common clay
In death as life? etc.

und Strophe 57:

Ungrateful Florence! Dante sleeps afar
Like Scipio, buried by the upbraiding shore etc.
Brandes.

v. 54—60.

Chi dirà l'onda e il turbo
Del furor vostro e dell' immenso affetto?
Chi pingerà l'attonito sembiante?
Chi degli occhi il baleno?
Qual può voce mortal celeste cosa
Agguagliar figurando.

Man ſieht, daß die ſtarken Ausdrücke, die vielleicht übertrieben klingen, im Original nicht gemäßigter lauten, als in der Ueberſetzung.

v. 79.

Che saldi men che cera e men ch' arena,
Verso la fama che di te lasciasti,
Son bronzi e marmi.

Brandes überſetzt, mir völlig unverſtändlich:

Denn Wachs und Sand ſelbſt dürften länger bleiben
— Denk' ich des Ruhms, den dir die Welt erwieſen (!) —
Als Erz und Stein.

Auch in v. 76

Se di costei che tanto alto locasti

ſcheint mir Brandes' Ueberſetzung:

die du ſo hoch geprieſen

nicht das Rechte zu treffen, wie auch das ſehr wichtige

Io so ben che per te gioia non senti

nicht zu ſeinem Recht kommt durch den Vers

Ich weiß, dein Herz wird drum nicht freud'ger wallen.

Ma non per te, womit die folgende Strophe beginnt, verliert dadurch all ſein Gewicht.

v. 100. Leopardi kehrt hier zu dem Gegenſtande ſeines tiefſten patriotiſchen Kummers, zu dem Antheil der Italiener an den Napoleoniſchen Eroberungszügen und der ruſſiſchen Niederlage, zurück, dem ſchon in dem Gedicht an Italien die dritte Strophe gewidmet war.

v. 117—119.

intatto
Che lasciaron quei felli?
Qual tempio, quale altare o qual misfatto?

Unſere Ueberſetzung hat nur ſehr ungenügend den

Doppelſinn des intatto wiedergegeben, doch jedenfalls treuer und klarer, als die Brandes'ſche:

Was war heilig jenen frechen
Ruchloſen noch geblieben?
Gleich war ja Alles — Altar, wie Verbrechen.

v. 153.

Moriam per quella gente che t'uccide

Brandes:

Zu ſterben für dies Volk, das dich nur tödtet.

v. 181.

O glorioso spirto,
Dimmi: d'Italia tua morto è l'amore?

Völlig mißverſtanden bei Brandes:

Starb für Italien alle Deine Liebe?

Der Sinn iſt:

Lebt Niemand mehr, der dein Italien liebt?

III.

An Angelo Mai.

Angelo Mai, geb. 1781, hat bekanntlich als Cuſtode der vaticaniſchen Bibliothek die Gelegenheit zur gründlicheren Durchforſchung dieſes unermeßlichen Handſchriftenſchatzes aufs Eifrigſte benutzt und die werthvollſten Entdeckungen zu Tage gefördert (geſammelt in ſeinen Auctores classici e vatic. cod. editi, Romae 1828—38, 10 Bände; Scriptorum veter. nova collectio e vat. cod. ed. 1825—38 u. ſ. w.). 1825 wurde er apoſtoliſcher Protonotar, ſpäter Präfect der Index-Congregation, 1838 Cardinal. Er ſtarb 1854.

v. 43.

ozio circonda
I monumenti vostri.

Wörtlich: Die Denkmäler, die ihr hinterlaſſen, umwohnt jetzt ein träges Geſchlecht. — Brandes entfernt ſich noch weiter von dem Wortſinn:

es dient als Lotterbette
Der Ahnen Ruhm.

v. 50. Die Zeit der Renaiſſance iſt gemeint, in welcher, zunächſt durch Petrarca und Boccaccio, die klaſſiſche Literatur in Italien aus ihrer Verſchollenheit wieder hervorgezogen wurde.

v. 61. Dante.

v. 66. Petrarca. „Wenn man mich fragte, welches ich für das glänzendſte Muſter italieniſcher Sprachgewalt halte, würde ich ſagen: Die beiden Canzonen Petrarca's Spirto gentil etc. und Italia mia etc. Auch Taſſo war in der That ſprachgewaltig, beſonders wo er von ſich ſelbſt ſpricht, ja er iſt außer Petrarca der einzige wahrhaft beredte Italiener. Hauptſächlich machte ihn das Unglück dazu und daß er ſich ſo häufig in der Lage ſah, ſich vertheidigen zu müſſen, oder irgend ſonſt von ſich zu ſprechen; denn ich werde ſtets behaupten, daß die großen Männer, wenn ſie von ſich ſprechen, über ſich ſelbſt hinauswachſen und die kleinen wenigſtens etwas werden, da auf dieſem Gebiet die Leidenſchaften und das Intereſſe und die gründliche Kenntniß u. ſ. w. Affectation und Sophiſterei, jene Haupthinderniſſe wahrer Beredſamkeit und Poeſie, nicht aufkommen laſſen, weil man ſich nicht damit aufhalten kann, Gemeinplätze zu drechſeln, wenn man ſeine eigene Sache führt; da kommen nothwendig

die Natur und das Herz zu Worte, und man ſpricht ungezwungen und aus voller Seele.“ ....

(Varii Pensieri. Chiar. op. mor. S. 509.)

v. 76. Colombus, in dem liguriſchen Genua geboren. Die „Säulen“ ſind die Säulen des Herkules.

v. 79. „Bei den Alten war die Sage verbreitet, daß man in Spanien und Portugal bei Sonnenuntergang mitten im Meer ein Ziſchen höre, ähnlich wie wenn eine Kohle oder ein glühendes Eiſen in Waſſer getaucht würde.“ So Leopardi, der auch die Stellen ſeiner Gewährsmänner Kleomedes, Strabo, Juvenal, Statius und Auſonius genauer anführt. Auch in Betreff der sogni leggiadri, von denen die folgende Strophe ſpricht, hat der Dichter in einer längeren Anmerkung Belegſtellen und Autoritäten der griechiſchen Dichter zuſammengeſtellt (Chiarini's Ausgabe der Poesie S. 509 und 10).

v. 106. Arioſto.

v. 132. „Der Schluß der Strophe bezieht ſich auf das ſeltſame Zuſammentreffen, daß Taſſo ſtarb, da man eben damit umging ihn auf dem Capitol zum Dichter zu krönen.“ Leopardi.

v. 149.

In questo secolo
Vano e banchiere.

Giusti, Le memorie di Pisa.

Vielleicht aber iſt nicht ſowohl das kaufmänniſche, als das ſtatiſtiſche Rechnen gemeint, mit welchem L. ſehr wenig zufrieden war, da er einen wahren Fortſchritt der Menſchheit von dieſer modernſten Wiſſenſchaft nicht erwartete.

v. 155. Der Allobrogo feroce iſt Vittorio Alfieri aus Aſti, das im ehemaligen Gebiet der alten Allobroger liegt. Außer ſeinen Dramen, die von heftigem Freiheitsdrang erfüllt ein einziger großer Proteſt gegen die politiſche Verkommenheit der Zeit ſind, hat Alfieri auch in ſeiner Schrift della Tirannide ſeinen Ueberzeugungen von dem, was Italien Noth thue, einen leidenſchaftlichen Ausdruck gegeben.

a cui dal polo
Maschia virtù, non già da questa mia
Stanca ed arida terra
Venne nel petto ...

Brandes bezieht dieſe Stelle auf England „wo Alfieri lange Zeit weilte und Land und Literatur ſtudirte, ehe er anfing zu ſchriftſtellern.“ Dieſer an ſich plauſibeln Deutung ſteht Leopardi's eigene Anmerkung entgegen: polo è pigliato all' usanza latina per cielo. Die Zuläſſigkeit dieſes Gebrauchs auch für das Italieniſche belegt er ausdrücklich mit einer älteren Stelle. Er ſelbſt braucht das Wort in gleichem Sinne noch einmal in der letzten Strophe der 5. Canzone:

Ma per te stesso al polo ergi la mente.

IV.

Zur Hochzeit der Schweſter Paolina.

Dieſe Hochzeit hat nie ſtattgefunden. Leopardi's Briefwechſel enthält vielfache Zeugniſſe dafür, daß es

nicht die Schuld des Bruders war, wenn die Schweſter unvermählt blieb. Einer der vielen Briefe, in denen das ſchöne geſchwiſterliche Verhältniß klar zu Tage tritt (Epiſt. I. 270), möge hier ſeine Stelle finden.

„Liebe Paolina!

„Dein Brief iſt mir ſehr angenehm geweſen, wie mir immer all deine Briefe ſein werden; zugleich aber thut es mir ſehr leid zu hören, daß deine Phantaſie dir ſo viel zu ſchaffen macht. Ich ſage nicht „deine Phantaſie", als ob du dir nur eingebildeten Kummer machteſt, ſondern ich meine, daß die Einbildungskraft überhaupt die Quelle aller unſrer Uebel iſt; denn in der That giebt es in der Welt weder ein wahres Gut, noch menſchlich geſprochen ein wahres Uebel, außer körperlichem Schmerz. Ich wollte, ich könnte dich tröſten und dein Glück auf Koſten des meinigen gründen; aber da ich es nicht kann, verſichere ich dich wenigſtens, daß du in mir einen Bruder haſt, der dich herzlich liebt und immer lieben wird, der das Peinliche und Beſchwerliche deiner Lage fühlt, dich beklagt, kurz, an Allem, was dich betrifft, Theil nimmt. Nach all dieſem werde ich dir nicht wiederholen, daß das menſchliche Glück ein Traum iſt, daß die Welt nicht ſchön, vielmehr nur erträglich iſt, wenn man ſie ſieht, wie du ſie ſiehſt, das heißt, von ferne; daß das Vergnügen nur ein Name, nicht etwas Wirkliches iſt; daß Tugend, Zartgefühl, Seelengröße nicht allein der einzige Troſt in unſern Leiden, ſondern auch die einzig möglichen Güter in dieſem Leben ſind; und daß dieſe Güter, wenn man in der Welt und in der Geſell-

ſchaft lebt, weder genoſſen, noch genutzt werden, wie die Jugend zu glauben pflegt, ſondern völlig verloren gehen, ſo daß der Geiſt in einer entſetzlichen Leere zurückbleibt. Dies weißt du längſt, und weißt es nicht nur, ſondern glaubſt es auch, aber trotzdem haſt du das Bedürfniß und das Verlangen, es an dir ſelbſt zu erfahren, und dieſes Verlangen macht dich unglücklich. So ging es auch mir, ſo geht und wird es ewig allen jungen Leuten gehn, ſo geht es ſelbſt noch reifen Männern und ſogar Greiſen, und ſo bringt es die Natur der Dinge mit ſich. Du ſiehſt alſo, wie weit entfernt ich davon bin, dir Unrecht zu geben. Ich wünſchte aber, daß du mir zu Liebe dich ein wenig überwändeſt, dir die Philoſophie zu Nutze machteſt, dich, ſo gut es ginge, aufzuheitern ſuchteſt, wie ich zu thun mich ſeit lange gewöhnt habe und wie es auch in deinen Verhältniſſen eben ſo gut wie in allen anderen möglich iſt. Und ſchließlich darfſt du nicht ganz und gar verzweifeln, denn ein einziger Tag kann die Urſache all deiner Leiden verſchwinden machen; dies iſt ſehr wahrſcheinlich, ja ſogar ſehr leicht, ja ſogar, wenn Alles mit rechten Dingen zugeht, vollkommen gewiß. Was ich für dich thun kann, werde ich thun, das darfſt du glauben; inzwiſchen amüſire dich. Glaubſt du, ich amüſirte mich mehr als du? Ganz gewiß nicht. Und doch habe ich in dieſen letzten Tagen ein ſehr buntes Leben geführt und ſetze es noch fort. Halte aber an dieſem von allen Philoſophen anerkannten Grundſatz feſt, der dir bei vielen Gelegenheiten Troſt geben kann: daß das Glück und Unglück eines jeden Menſchen (mit

Ausſchluß der körperlichen Schmerzen) abſolut gleich iſt dem eines jeden Andern, in welchem Stande oder welcher Lage Dieſer oder Jener ſich auch befinden möge, und deßhalb genießt und leidet genau betrachtet der Arme, der Alte, der Schwache, der Häßliche, der Unwiſſende ſoviel wie der Reiche, der Junge, der Starke, der Schöne, der Gelehrte, denn ein Jeder ſchafft ſich in ſeinem Zuſtande ſeine eignen Leiden und ſeine eignen Freuden. Und die Summe der Leiden und Freuden, die ein Jeder ſich ſchaffen kann, iſt derjenigen gleich, die irgend ein Anderer ſich ſchafft."

---

v. 3.

...le beate
Larve e l'antico error, celeste dono
Ch'abbella agli occhi tuoi quest'ermo lido, —

Die Träume und Illuſionen der Jugend, deren der Dichter auch in den Ricordanze gedenkt.

v. 16.

O miseri o codardi ...

Der Gegenſatz iſt ſchärfer als in der Ueberſetzung, da das Wort „Elende" auch moraliſch Armſelige bedeuten kann.

v. 80. il folle Signor di Roma. Appius Claudius war nur Decemvir, aber ſeine Stellung eine ſo mächtige, daß Leopardi v. 88 und 97 ihn füglich il tiranno nennen durfte.

V.

Auf einen Sieger im Ballonſpiel.

„In vielen Städten Italiens giebt es beſondere Plätze und Gebäude für dieſen Zweck. Eine anſchauliche Beſchreibung dieſes Spiels ſiehe im Globus von K. Andree, 14. Bd. 3. Lief. Braunſchweig 1868. S. 73.“ Brandes.

v. 16. Elis, die Provinz, in welcher Olympia lag.

v. 51.

Il ciel fatto cortese
Dal rimembrar delle passate imprese ...

Ich habe die allerdings etwas kühne Wendung des Originals nachzubilden verſucht, die Hamerling völlig mißverſtanden:

Und, von uns wendend drohendes Verderben,
Uns noch will Gnade ſchenken,
Zum Lohn, ſo wir des alten Ruhms gedenken.

und Brandes mit allzu großer Freiheit verwiſcht hat:

Und fern hält das Verderben
Von uns, des alten Ruhms verkommnen Erben.

Es iſt echt Leopardi'ſch, mit dem Himmel oder dem Schickſal wie mit einer Perſon zu rechnen, die gewöhnlich in unverantwortlicher ſtummer Feindſeligkeit dem Menſchen gegenüber verharrt und nur ausnahmsweiſe umgeſtimmt wird.

v. 57.

Nostra colpa e fatal ...
„cioè colpa nostra e del fato“. Leopardi.

Hamerling und Brandes haben beide nur

„Durch unſre Schuld."

v. 64. Der Schluß des Gedichtes bleibt dunkel, da nach Leopardi's Weltanſchauung der Tod dem Leben vorzuziehen iſt. So überſetzt denn auch Hamerling entgegen dem Wortſinn:

Am glücklichſten, wenn leiſe
Den Schritt es (das Leben) abwärts lenkt zur letzten Reiſe.

Brandes bleibt dem Wortlaut treu:

Das Leben kann erſt frommen
Wenn wir, dem Tode nah, dem Tod entkommen.

Doch giebt das Wort frommen einen ſchiefen Sinn. Die wahrſcheinlichſte Deutung des più grata riede möchte ſein, daß wir in dem Gefühl der Geneſung nach ſchwerer Krankheit dem Leben einen Werth beilegen, der ihm ſonſt nicht zukommt.

VI.

Der jüngere Brutus.

v. 1. „Der Dichter hat ſich hier erlaubt, nach dem Vorgange verſchiedener alter Autoren die Stadt Philippi und die Schlacht bei derſelben nach Thracien zu verlegen, da ſie eigentlich nach Macedonien gehören. So iſt er auch in der 9ten Canzone der populären Ueberlieferung in Betreff der unglücklichen Liebe der Dichterin Sappho gefolgt, obwohl Visconti und andere neuere Autoren zwei Sapphos unterſcheiden, eine durch ihre Dichtkunſt berühmt, die andere durch ihre un-

glückliche Liebe zu Phaon; jene eine Zeitgenoſſin des Alkäos, dieſe aus einer ſpäteren Zeit."

Leopardi.

v. 16—19. Unzweifelhaft wird in dieſen vier Verſen der von Dio Caſſius XLVII 49 überlieferte Ausruf des ſterbenden Brutus citirt:

Ὦ τλῆμον ἀρετή! λόγος ἄρ ἦσθ'. ἐγὼ δέ σε
Ὡς ἔργον ἤσκουν, σὺ δ'ἄρ' ἐδούλευες τύχῃ.

Elende Tugend! Ein Wort nur biſt du! Ich ehrte dich,
Als wärſt du That; du aber dienſt dem Glücke nur! —

(und ähnlich bei Florus XVII: en quanto efficacior est fortuna quam virtus! et quam verum est quod moriens Brutus efflavit, non in re sed in verbo tantum esse virtutem). Indeſſen wird dadurch das Verſtändniß der dunklen Worte nur wenig gefördert. „Thörichte Tugend, die hohlen Nebel, die Gefilde der unruhigen Larven ſind deine Schulen" — lautet die wörtliche Ueberſetzung. Brutus ſelbſt aber hat ja im Leben, in einer ſehr handgreiflichen Wirklichkeit die Lehren der Tugend als nichtig erkannt. Es iſt alſo eine ſeltſame Umkehrung des wahren Sinnes, wenn nicht die Lehren, die man in der Schule der Tugend vernimmt, Nebelgebilden verglichen werden, ſondern die Schule ſelbſt in den Aufenhalt der Schatten verlegt wird. Daß dies der unverkennbare Wortſinn ſei, erhellt aus der prägnanten Voranſtellung von le cave nebbie, i campi etc. mit dem beſtimmten Artikel.

v. 45. Das Original iſt ſchärfer und reicher im Ausdruck

E maligno alle nere ombre sorride ...

gleichſam ſchadenfroh über den Aerger des Schickſals, daß es den freien Stolz des von ihm Verfolgten nicht beugen noch feſſeln kann.

v. 47 und 48.

Non fora
Tanto valor ne' molli eterni petti —

auch hier iſt die Prägnanz des italieniſchen Ausdrucks „die weichgewöhnte ewige Götterbruſt“ in dem engen Verſe unerreichbar.

VII.

An den Frühling.

v. 55. Daphne, die von Apoll Verfolgte, die in einen Lorbeerbaum verwandelt wurde. Phyllis, Tochter des thrakiſchen Königs Sithon, verlobte ſich mit dem aus Troja heimkehrenden Demophoon, und da ihr Bräutigam an dem beſtimmten Tage von Athen nicht zurückkehrte, erhängte ſie ſich in Verzweiflung über die vermeintliche Untreue und wurde in einen dürren Mandelbaum verwandelt. Als Demophoon endlich kam und den geliebten Baum umarmte, trieb derſelbe Blätter, die nun φύλλα hießen, während ſie früher πέταλα genannt wurden.

Ovid. Heroid. 2. u. A.

v. 56. Phaeton war der Sohn der Klymene, den ſie dem Helios geboren,

la sconsolata prole
Quel che sommerse in Eridano il sole.

Der italieniſche Text hält ſich genauer an die Sage, daß Phaeton vom Sonnenwagen ſtürzend, allerdings nicht durch ſeinen Vater, ſondern durch die Blitze Juppiters hinabgeſchleudert, da der wild dahinſchweifende Sonnenwagen die Erde gefährdete, in den Fluß Eridanus verſunken ſei, wo ſeine drei Schweſtern, die Heliaden oder Sonnentöchter Lampetia, Phaetuſa und Aegle, ihn ſo lange beweinten, bis ſie in Trauerpappeln verwandelt wurden, deren herabträufende Thränen ſich in der Flut zu Bernſtein verhärteten.

VIII.

Hymnus an die Patriarchen.

v. 22. Adam.

v. 43. „Und Kain ... baute eine Stadt, die nannte er nach ſeines Sohnes Namen, Hanoch". 1. Moſ. 4, 17.

v. 71 und 79. Abraham und Jakob.

v. 88. „Aoniſcher Sang, das Gedicht „Werke und Tage", für deſſen Verfaſſer Heſiod gilt, der aoniſche, d. h. böotiſche Sänger, weil Heſiod in Askra in Böotien lebte und als Haupt der böotiſchen Sängerſchule — der ioniſchen oder homeriſchen entgegengeſetzt — angeſehen wird. ..... Siehe auch Ovid's Schilderung des goldenen Zeitalters in Metamorph. I. 89—112. Namentlich hatte Leopardi bei V. 92 ff. die Stelle Ovid's im Sinne, Metam. I. 111, 112:

Flumina jam lactis, jam flumina nectaris ibant
Flavaque de viridi stillabant ilice mella."

Brandes.

v. 104. Die Schilderung Californiens ſtammt aus dem Jahre 1824, lange vor der Entdeckung der Goldminen, die jenem goldenen Zeitalter ein raſches Ende machte.

IX.

Sappho's letzter Geſang.

v. 20. Vergl. dazu S. 234, was Leopardi in ſeiner Selbſtanzeige der Canzonen über das Sujet dieſes Gedichtes ſagt, woraus hervorgeht, daß er unter der Maske der griechiſchen Dichterin ſeinen eigenen Schmerz über das Mißverhältniß ſeines Körpers und ſeiner Seele klagt.

v. 62. Homer. Ilias XXIV. 527 u. 28.

Denn es ſtehn zwei Fäſſer bereit an der Schwelle Kronion's,
Voll das eine von Gaben des Wehs, das andere des Heiles.

XI.

Die Blauamſel.

Il passero solitario. Erſt Brandes hat erkannt, daß hier nicht ein „einſamer Sperling" gemeint ſei, ſondern der Turdus cyanus, s. solitarius, eremita.

Er führt eine Stelle aus Schinz' „Naturgeſchichte und Abbildungen der Vögel", Leipzig 1836 S. 65 an: „Nur in Europa jenſeits der Alpen, Griechenland, Afrika, in der Levante und den wärmeren Theilen Aſiens (iſt dieſe species) zu Hauſe. Man findet ſie nur in felſigen Gegenden, auf kahlen Klippen oder auf alten Schlöſſern Kirchthürmen, hohen Mauern, niemals im Walde. Jedes Paar lebt einſam in dem einmal gewählten Bezirke, aus welchem jedes andere Paar verjagt wird. In den Städten ſieht man ſie nur auf den Abſätzen der Thürme, auf den hohen Feuermauern und Kaminen der Häuſer und auf den Dachfirſten, außer den Städten auf Felſenabſätzen und Klippen u. ſ. w. Sie ſind unruhig und ſingen nur auf den höchſten Gipfeln ihres Aufenthaltsorts. Ihr Geſang iſt ſehr mannichfaltig, ſanft, flötend" u. ſ. w.

Brandes erinnert ferner an die Stellen: Vigilavi et factus sum sicut passer solitarius in tecto. Pſalm 101. v. 8. Ferner Petrarca, Son. 191:

Passer mai solitario in alcun tetto
Non fu quant' io ...

und Pulci, Morgante maggiore 14, 60:

Poi in altra parte si vedea soletta
La passer penserosa e solitaria,
Che sol con seco starsi si diletta
A tutte l'altre nature contraria.

XVI.

Einſames Leben.

v. 2. Auch ich hatte nella chiusa stanza, wie meine Vorgänger, „im verſchloſſnen Stalle" überſetzt.

Mein Freund Zendrini machte mich darauf aufmerkſam, „daß in den italieniſchen Bauernhäuſern die Henne, ſo zu ſagen, zur Familie gehört und, ſtatt in einem eigenen Hühnerſtall, in einem Raum des Erdgeſchoſſes eingeſchloſſen wird, der oft zugleich Küche, Eß-, Wohnzimmer, Stall, Alles in Allem ſein muß. Wenn am Morgen dann die Hausthür geöffnet wird, läßt man die Hennen in Feld und Garten hinauslaufen".

v. 65

Odo sonar nelle romite stanze
L'arguto canto

„Arguto bedeutet auch ſo viel wie acuto, penetrante (l'arguto canto della cicala etc.) gewöhnlich aber vivace, spiritoso, saporito, und hier ſteht l'arguto canto für canto vivace e grazioso (vielleicht ein muntres Ritornell, ein liebliches Volkslied). Ein Mädchen ſingt bei Nacht nicht laut; Einſamkeit und Dunkelheit dämpfen die Stimme, und um Leopardi's Herz zu rühren ci vuole una voce modestamente modulata, che canti 'à demi-voix son chant d'illusion'". Ich kann dieſer Auffaſſung Zendrini's dennoch nicht beiſtimmen. Der Dichter hört offenbar nicht die Worte, ſondern nur den Klang der Stimme, kann alſo von dem anmuthigen, vielleicht neckiſchen Sinn des Ritornells oder Riſpetto nicht in ſeinem Innern getroffen werden, wohl aber von dem Ton unbekümmerter Jugendfülle oder heimlich ſich Luft machender Sehnſucht, der ſo oft in den hellen, ſcharfen Mädchenſtimmen des Südens, halb ſchwermüthig halb wild, uns ergreift.

XVII.

Conſalvo.

v. 95—100. Den Gedanken, den dieſe Verſe ausſprechen, hat das Gedicht „Liebe und Tod“ weiter ausgeführt.

v. 119 und 20. Anklang an das berühmte Lied der Sappho

Φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θέοισιν.

Desgl. 136 und 37

in cor gelando
Impallidir.

v. 146.

Se grave
Non ti fu quest' affetto

Brandes überſetzt:

Biſt du nicht gram mir —

doch iſt der Ausdruck des Originals hier genauer feſtzuhalten, da es charakteriſtiſch für Conſalvo-Leopardi iſt, daß er bis zum letzten Athemzuge den Zweifel nährt, ob ſeine Liebe der Geliebten nicht mißfällig ſein möchte.

XVIII.

An die Geliebte.

Vergl. zu dieſem Gedicht die betreffende Stelle in der Selbſtanzeige der erſten zehn Canzonen S. 235.

Brandes' Ueberſetzung hat durch die Auflöſung der erſten Strophe in drei unabhängige Sätze den getragenen Charakter dieſes Anrufs völlig verwiſcht.

v. 52.

E più vaga del Sol prossima stella
T' irraggia —

der Stern nämlich, der auf jener andern Erde deine Sonne wäre.

XIX.

An den Grafen Carlo Pepoli.

„Carlo Pepoli, ein Freund Leopardi's, auch Dichter, aus dem alten berühmten Geſchlechte der Pepoli ſtammend, das im Mittelalter ſich eine Zeitlang zum Herrn von Bologna aufwarf .... Als Anhänger der nationalen Idee von den Oeſterreichern verfolgt, in den Kerker geworfen, dann befreit, lebte er, da ſeine Güter confiſcirt waren, in den dürftigſten Verhältniſſen als Flüchtling in London. Jetzt zurückgekehrt, hält er ſich als Reichsſenator abwechſelnd in Florenz und Bologna auf. Unter Leopardi's Briefen finden ſich viele an C. Pepoli, die von der innigen Beziehung beider Dichter Zeugniß geben." Brandes.

XX.

Die Auferſtehung.

Daß das Wort risorgimento, das Hamerling und Brandes mit „Wiedererwachen" überſetzen, hier in dem Sinne einer Auferweckung aus dem Scheintode zu verſtehen ſei, beweiſ't der ganze Anfang, zumal die Verſe

v. 17

Piansi spogliota, esanime
Fatta per me la vita

und v. 27

Nell' intimo del petto
Ancor viveva il cor.

und die folgenden Strophen.

Brandes hat ſtatt der Form des Originals eine andere Strophe gewählt, die allerdings den deutſchen Leſer nicht „fremdartig" anmuthen wird, dagegen weder italieniſch noch weniger Leopardianiſch klingt, ſondern an Schiller erinnert und jeder leidenſchaftlichen Bewegung entbehrt, während die Strophe des Originals durchaus keinen elegiſchen, ſondern einen aufjauchzenden, höchſt energiſchen Ton und Charakter hat, wie er dem Gefühl eines zum Leben Wiedererwachten durchaus angemeſſen iſt. Freilich müſſen wir im Deutſchen darauf verzichten, die sdruccioli in ganz reinen Daktylen und vollends immer in ganzen Wörtern nachzubilden. Der ſcharfe Accent auf der drittletzten Silbe wird aber einem deutſchen Ohr den Takt des italieniſchen Verſes zur Genüge fühlbar machen.

XXI.

An Silvia.

v. 60. Auch die ſorgfältige neueſte Ausgabe von Chiarini hat die Lesart

All' apparir del vero
Tu, misera, cadesti:

die Brandes für einen Druckfehler hält, ſtatt deſſen er verno leſen will. Hiefür ſcheint vielleicht v. 40

Tu pria che l'erbe inaridisse il verno

zu ſprechen; aber abgeſehen von der Seltſamkeit, die äußerliche Zeitbeſtimmung ihres Todes zweimal ausdrücklich zu betonen, iſt auch die Lesart vero, der unſere Ueberſetzung folgt, charakteriſtiſch genug für Leopardi's Anſchauung vom Leben, wie er ſie auszuſprechen nicht müde wird, um auch hier den Vorzug zu verdienen. Wie vielfach begegnen wir der Klage von der Vergänglichkeit des Jugendwahns, der holden Träume, die das einzige Glück der armen Menſchheit ſeien und mit der Blüte der Jahre vergehen. Auch dieſes Gedicht iſt ganz davon erfüllt (v. 10 und 11, v. 28 ff.), und Nichts ſcheint mehr zum Ausklang dieſer Stimmung zu paſſen, als die Betrachtung, daß dies ſchöne junge Leben aus der Mitte all ſeiner Hoffnungen hinweggenommen wurde, da eben die Zeit herannahte, wo die Erkenntniß der Wahrheit auch ihr aufgegangen wäre, ſo daß ſie dem Freunde nur noch das Grab als das einzig Gewiſſe in aller Zukunft zeigen konnte. Ganz ähnlich wird in dem Gedicht XXX die jung Verſtorbene beklagt, daß ſie ſcheiden mußte

In sul fiorir d'ogni speranza, e molto
Prima che incontro alla festosa fronte
I lugubri suoi lampi il ver baleni.

XXII.

Erinnerungen.

In Recanati wird noch erzählt, daß die Nerina dieſes Gedichts die Tochter eines Dieners im Vaterhauſe des Dichters geweſen ſei.

XXIII.

Nachtgeſang eines wandernden Hirten in Aſien.

„Plusieurs d'entre eux (der Verf. ſpricht von einem dieſer Nomadenſtämme in Aſien) passent la nuit assis sur une pierre à regarder la lune et à improviser des paroles assez tristes sur des airs qui ne le sont pas moins. Baron von Meyendorff's Reiſe von Orenburg nach Bokhara im J. 1820, nach dem Journal des Savans 1826, Sept. p. 518."

Leopardi.

Brandes hat einen eignen Reiz in der refrainartigen Wiederkehr desſelben Reims am Ende jeder Strophe gefunden, mit welchem zum Ueberfluß auch die letzte Strophe wieder beginnt. Da aber unter den Strophen die kürzeſte 11, die längſte 32 Verſe hat, verklingt dieſer Kehrreim dergeſtalt ohne jede ſinnliche Wirkung auf ein argloſes Ohr, daß ich es bei aller ſonſtigen Treue in der Wiedergabe der Reimordnung nicht für nöthig erachtet habe, ein künſtliches Klangſpiel nachzuahmen, auf welches mich ſelbſt erſt die ſpätere Bekannt-

ſchaft mit Brandes' mühſamer und undankbarer Nachbildung aufmerkſam gemacht hat. Denn leider geht bei derſelben durch den ſtumpfen Klang der beiden e (Leben, geben) die letzte ins Ohr fallende Wirkung verloren, die im Original vielleicht noch durch den helleren a-Laut (vale, immortale) erzielt wird.

Schwerlich auf dieſes Gedicht, ſondern auf die ſpäteren in freierem Fluſſe regelloſer Strophen gedichteten Canzonen (beſonders „la ginestra"), in denen der Reim ohne feſte Ordnung in näheren und weiteren Zwiſchenräumen wiederkehrt, bezieht ſich die feine Bemerkung Sainte-Beuve's in ſeinem ſchönen Aufſatz über Leopardi (Revue des deux mondes, 1844 September, S. 567):

La rime joue d'ailleurs un rôle très-savant et compliqué dans les couplets des canzones de Leopardi: elle reparaît de distance en distance et correspond par intervalles calculés, comme pour mettre un frein à toute dispersion. Elle fait bien l'effet de ces vases d'airain artistement placés chez les anciens dans leurs amphitéâtres sonores, et qui renvoyaient à temps la voix aux cadences principales. Qu'il nous suffise de signaler cette science de structure et d'harmonie dans les strophes de Leopardi, en réponse à ceux qui croiraient encore, qu'il a dédaigné la rime.

Dieſer Irrthum, der nur aus einer ſehr oberflächlichen Kenntniß des Dichters entſtehen konnte, war mit großem Nachdruck von Alfred de Muſſet behauptet worden in den bekannten Strophen:

O toi qu'appelle encor ta patrie abaissée,
Dans ta tombe précoce à peine refroidi,
Sombre amant de la Mort, pauvre Leopardi,
Si, pour faire une phrase un peu mieux cadencée,
Il t'eût jamais fallu toucher à ta pensée,
Qu'aurait-il répondu, ton coeur simple et hardi?

Telle fut la vigueur de ton sobre génie,
Tel fut ton chaste amour pour l'âpre vérité,
Qu' au milieu des langueurs du parler d'Ausonie
Tu dédaignas la rime et sa molle harmonie,
Pour ne laisser vibrer snr ton luth irrité
Que l'accent du malheur et de la liberté.

XXV.

Der Sonnabend auf dem Dorfe.

v. 50.

...ma la tua festa
Ch' anco tardi a venir non ti sia grave.

Brandes überſetzt:

Sonſt ſag' ich nichts, doch deines Feſtes Tage,
Nah'n ſie auch ſpät dir, mögen dich nicht drücken.

Allerdings iſt eine Unklarheit vorhanden, auch im Original. Nach der Ueberſchrift ſcheint es, daß nur der Abend vor dem Feiertage ſeiner frohen und beglückten Stimmung wegen geprieſen werden ſoll; mit dieſem

giorno d'allegrezza pieno,
Giorno chiaro, sereno,
Che precorre alla festa di tua vita

wird das Knabenalter verglichen. Dieſer Tag iſt pien di speme e di gioia. Schon der Sonntag bringt

tristezza e noia und Gedanken an die Mühen des Werkeltages, die ſchon morgen wieder bevorſtehen. Der Sinn der letzten Verſe ſcheint alſo zu ſein, daß der Dichter den Knaben ermahnt, ſeine Sonnabendsluſt recht auszugenießen und ſich nicht allzu ſehr nach dem Sonntag zu ſehnen, da er, wenn dieſer ſein Feſttag, das Jünglingsalter, wirklich angebrochen, jene tristezza e noia empfinden werde, die ſelbſt den Sonntag des Lebens verbittern.

XXVI.

Der herrſchende Gedanke.

Der Schluß dieſes leidenſchaftlichen Triumphliedes der Liebe, das in rührenden Naturlauten den ganzen Idealismus des Dichters ausſpricht, erinnert an den Schluß der Terzinen „Die erſte Liebe",

Da cui, se non celeste, altro diletto
Giammai non ebbi e sol di lei m'appago.

XXVII.

Liebe und Tod.

v. 10. Der Eindruck des Gedichts wird im Italieniſchen durch den Umſtand weſentlich gehoben, daß dort die Liebe (l'amore) männlichen, der Tod (la morte) weiblichen Geſchlechts iſt und ihre mythiſchen Verkörperungen dadurch ein anderes Verhältniß zu einander erhalten. Der Tod wird noch mehr der Schrecken entkleidet, mit denen ihn dipinge la codarda gente,

wenn er bellissima fanciulla genannt wird, wenn es von den einfachen Landleuten heißt, daß auch ſie, ſobald ſie lieben, la gentilezza del morir verſtehen (v. 73, daher Brandes nicht wohl überſetzen durfte „des Todes Luſt zu ahnen"), und wenn endlich der Dichter ſich nach dem Tage ſehnt, wo er ſein ſchlummerndes Haupt nel tuo virgineo seno bergen werde, was nur auf die bellissima fanciulla paſſt.

v. 30. Brandes überſetzt mit ſeltſamem Mißverſtändniß:

„Da bricht erſchöpft der müde Leib zuſammen".

XXX.

Auf ein antikes Grab-Basrelief.

v. 29 ff. Vgl. das Gedicht „an Silvia", v. 42 ff. und die letzte Strophe.

v. 49.

Se danno è del mortale
Immaturo perir ....
Se ben ....

Brandes' Ueberſetzung:

's iſt ſchmerzlich zu gewahren,
Wie Menſchen, kaum erblüht, doch ſchon verderben,
Und nun läßt du ſolch ſchuldlos Weſen ſterben?
Und muß es ſein, wie kannſt du

hat den Sinn der Stelle völlig vergriffen.

XXXI.

Auf das Marmorbild einer ſchönen Frau.

v. 12. Brandes giebt der Stelle

... quell' amorosa mano
Che spesso, ove fu porta,
Sentì gelida far la man che strinse
E il seno, onde la gente
Visibilmente di pallor si tinse, ...

einen Nebenſinn, den der Dichter gewiß nicht beabſichtigt hat, wenn er überſetzt:

.... jene Hände,
Die oft erſtarren machten
Zu Eis die Hand, die ſie zu drücken wagte;

(während nur gemeint iſt, daß ein Händedruck der ſchönen Frau ihre Verehrer mit einem ſüßen Schauer überrieſelt habe)

Der Buſen, der die Wange
Des Kühnſten (?) bange, blaß und furchtſam machte ....

ſtatt des einfachen di pallor si tinse!

v. 52. Nicht, wie Brandes will,

... und doch ſoll verſunken
Ich dich in Staub, gleich einem Schatten, ſehen?

ſondern se polve ed ombra sei, ein einfaches Citat des bekannten pulvis et umbra sumus.

XXXII.

Palinodie.

An Marcheſe Gino Capponi, den berühmten florentiniſchen Patrioten und Schriftſteller, Freund Leopardi's und Giuſti's, geſtorben in Florenz im Jahre 1875.

Das einzige unter Leopardi's Gedichten, das nach Form und Stil ſich als eine eigentliche Satire darſtellt.

v. 24.

e vidi
Come nulla quaggiù dispiace e dura

Brandes überſetzt:

Und wie hier nichts verdrießlich noch beſchwerlich.

Hamerling gar:

... wie Alles holdanmuthend
Hinieden iſt und dauernd.

v. 34.

Am Zipfel ihrer Boa.

„Jenes ſchlangenförmige Pelzwerk, das die eleganten Damen unſerer Zeit wohl noch kennen. Da aber die Sache aus der Mode gekommen iſt, könnte man auch bald den Sinn des Wortes nicht mehr verſtehen. Darum wird dieſe kleine Note nicht überflüſſig ſein."
Leopardi.

In den früheren Ueberſetzungen iſt das Modewort mit charakterloſeren vertauſcht („an des Mantels Zipfel" H. — „beim letzten Zipfel ſeines Kleids" Br.), während es doch einen neuen Zug zum Bilde der Fortuna hinzubringt, daß ſie in ihrem eigenen Anzuge der Mode folgt. Für einen übrigens ſo klaſſiſch redenden Poeten wie L. iſt es bedeutſam, ihn hier, wo er mit bittrer Ironie die Segnungen der neueſten Zeit aufzählt, die Sprache des modernſten Realismus nicht verſchmähen zu ſehn.

v. 114. „Und Zephyrtuch wird ihren Rücken decken" überſetzt Brandes. Ich weiß nicht, welcher Lesart er folgt. castoro kann doch nur Biberfell heißen.

v. 227.

„Einſt von den Deinen Einer"

„bezieht ſich auf Niccolò Tommaſeo, den bekannten Dichter und vielſeitigen Gelehrten, einen der fleißigſten Mitarbeiter der Antologia, Herausgeber der Canti popolari d'Italia, verſchiedener Wörterbücher, namentlich aber einer Schrift Delle nuove speranze d'Italia, worauf v. 238 und 240 zu beziehen".

Brandes.

XXXIII.

Monduntergang.

Brandes hat hier wieder, wie ſchon früher, die allerdings langathmige erſte Strophe, die eine einzige vielgliedrige Periode und mit all ihren 19 Verſen doch nur den Vorderſatz zu der folgenden Strophe bildet, in fünf Sätze zerſchnitten, „da eine ſolche Einſchachtelung wie im Original der deutſchen Sprache nicht angemeſſen iſt und ſelbſt von Italienern nicht gebilligt wird". Was das Letztere betrifft, ſo ſollte doch wohl das Sprach- und Stilgefühl des formgewaltigſten unter den modernen Italienern, dem es wahrlich ein Leichtes geweſen wäre, ſeine Strophe gleichfalls in fünf unabhängigen Sätzen zu gliedern, höher angeſchlagen werden, als der Geſchmack von Leſern, deren Urtheilsfähigkeit durch Nichts legitimirt wird. Ein ſo eigenmächtiges Verfahren würde jeden Eingriff in das allerindividuellſte Recht des nachzubildenden Dichters entſchuldigen, wenn dieſe oder jene Eigenheit zufällig „nicht gebilligt wird". Ob eine treuere Wiedergabe dieſer Strophe, wenn ſie auch im Deutſchen ſo

befremdlich wirken mag wie im Italieniſchen, geradezu „unverſtändlich oder ungenießbar“ ſein müſſe, möge der Leſer entſcheiden.

XXXIV.

Der Ginſter.

v. 260. Mergellina heißt der Küſtenſtrich Neapels, oberhalb deſſen die Poſilipo-Hügel ſich hinziehen.

v. 300.

E tu, lenta ginestra ...

Ich weiß nicht ob „ſchmiegſam“ den Sinn vollkommen wiedergiebt. Leopardi hat wohl Vergil, Ecloge I. v. 25 vorgeſchwebt:

quantum lenta solent inter viburna cupressi.

Hamerling's „Du auch, o ſtille Pflanze“ und Brandes' „Und du auch, zarter Ginſter“ weichen der Schwierigkeit aus durch ein bloßes epitheton ornans.

Das in allen italieniſchen Ausgaben hier folgende Gedicht, Imitazione, eine Ueberſetzung des Arnault'ſchen La feuille, habe ich nicht aufgenommen, da eine Nachdichtung aus dritter Hand etwas Widerſinniges hat. Indeſſen möge hier das franzöſiſche Gedicht und die ſehr melodiſche, nur in der Form von Leopardi's Strophe abweichende Ueberſetzung, die Brandes gegeben, ihre Stelle finden, da es jedenfalls intereſſant iſt, bei einem Dichter wie Leopardi zu ſehen, welche fremden Verſe ihn zur Uebertragung angeregt haben.

La feuille.

De ta tige détachée,
Pauvre feuille desséchée,
Où vas tu? — Je n'en sais rien.
L'orage a brisé le chêne
Qui seul était mon soutien.
De son inconstante haleine
Le zéphyr ou l'aquilon
Depuis ce jour me promène
De la forêt à la plaine,
De la montagne au vallon.
Je vais où le vent me mène,
Sans me plaindre ou m'effrayer;
Je vais où va toute chose,
Où va la feuille de rose
Et la feuille de laurier. Arnault.

Lungi dal proprio ramo,
Povera foglia frale,
Dove vai tu? Dal faggio
Là dov' io nacqui, mi divise il vento.
Esso, tornando, a volo
Dal bosco alla campagna,
Dalla valle mi porta alla montagna.
Seco perpetuamente
Vo pellegrina, e tutto l'altro ignoro.
Vo dove ogni altra cosa,
Dove naturalmente
Va la foglia di rosa
E la foglia d'alloro. Leopardi.

Getrennt von deinem Aſte, welkes Blatt,
Sag, wohin gehſt du? — Mich entriß dem Zweige
Der Buche, welche mich geboren hat,
Der Wind. Auf ſeinen luft'gen Flügeln ſteige(?)

Vom Wald ich nun hinab ins Feld und wieder
Vom Thal den Berg hinan. So auf und nieder
Zieh' ich mit ihm, ein Fremdling, durch das Land;
Sonſt iſt mir nichts auf dieſer Welt bekannt.
Es theilet Alles hier die gleichen Looſe,
Das Blatt des Lorbeers wie das Blatt der Roſe.

Brandes.

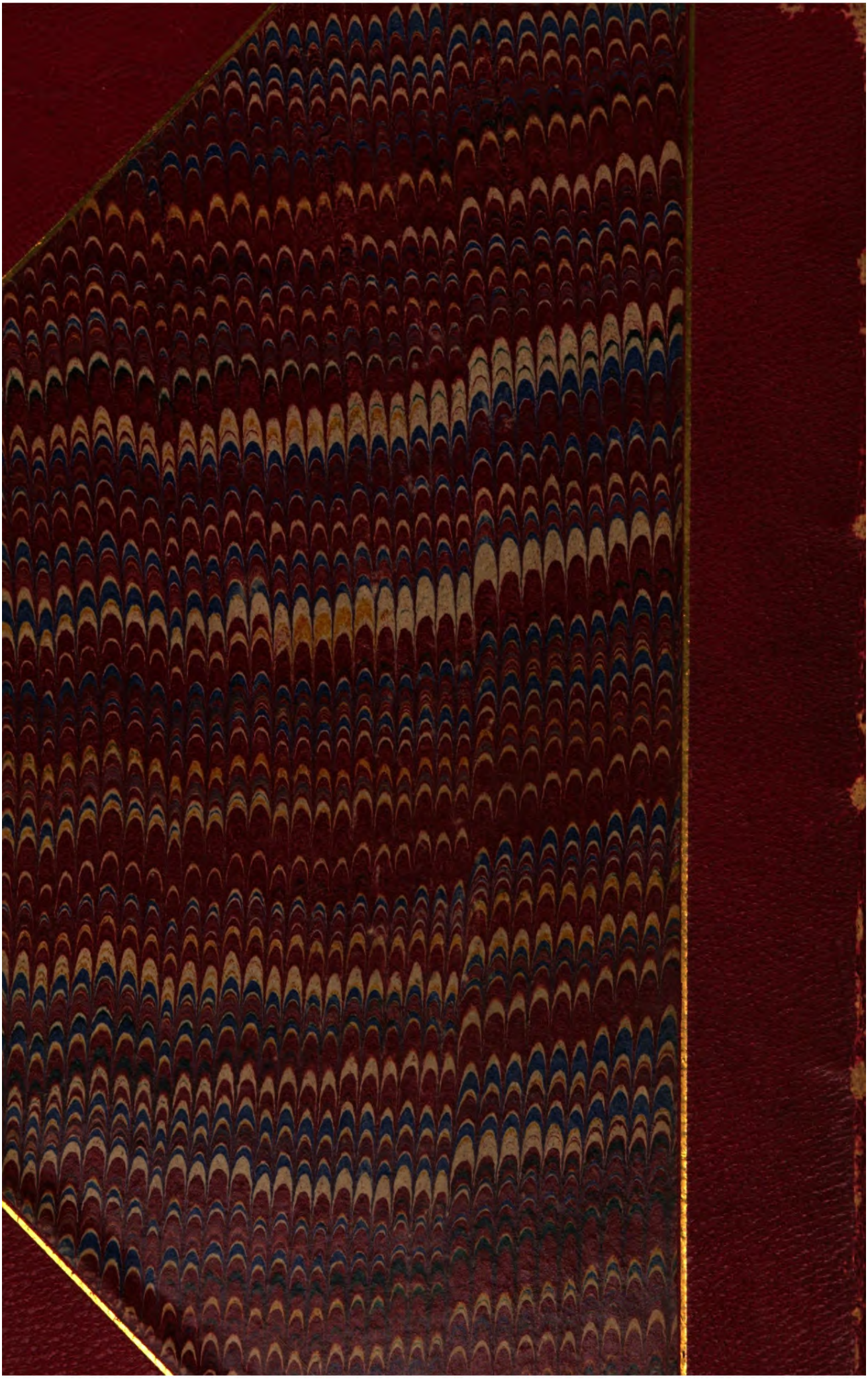
XXXV.

Scherz.

Von Brandes „als zum Ton des Ganzen nicht paſſend und unbedeutend" weggelaſſen. Indeſſen ſollte, abgeſehn von dem anmuthig anakreontiſchen Ton und der zierlich geſchliffenen Pointe, ſchon darum das Gedicht in einer vollſtändigen Ueberſetzung Leopardi's nicht fehlen, weil es gleichſam als Motto für ſeine ganze Auffaſſung und Uebung der Dichtkunſt, ja aller literariſchen Thätigkeit überhaupt dienen kann.

Dagegen habe auch ich es nicht für nöthig erachtet, drei Fragmente, die keinen neuen Zug zum Bilde unſeres Dichters hinzufügen, und zwei Nachbildungen nach Simonides in dieſe Sammlung aufzunehmen. Von den Fragmenten in Terzinen finden ſich zwei bei Hamerling.

Druckfehler:

S. 187 V. 4 lies ſtatt blinkend: „blickend“.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.